

HOTSPOT

Die Zeitschrift des Forums Biodiversität Schweiz

Biodiversität und Emotionen

WAS BIODIVERSITÄT IN
UNS AUSLÖST

WAS DER
NATURVERLUST MIT
UNS MACHT

OHNE GEFÜHLE KEIN
HANDELN





IMPRESSUM**HOTSPOT**

Die Zeitschrift des
Forums Biodiversität Schweiz
47 | 2023

Herausgeberin

Forum Biodiversität Schweiz · Akademie
der Naturwissenschaften (SCNAT)
Laupenstrasse 7 · Postfach · CH-3001 Bern
Tel. +41 (0)31 306 93 40 · biodiversity@
scnat.ch · biodiversity.scnat.ch

Redaktion

Gregor Klaus (GK), Ursula Schöni, Danièle
Martinoli, Daniela Pauli

Übersetzung

Irene Bisang, Zürich

Gestaltung | Satz

Esther Schreier und Sylvia Pfeiffer, Basel

Druck

Print Media Works, Schopfheim
im Wiesental (D). Papier: Circle Volume
100 g/m², 100 % Recycling

Auflage

3400 Expl. Deutsch, 1400 Expl. Französisch

Das Forum Biodiversität ist das wissenschaftliche Kompetenzzentrum für die Biodiversität und ihre Ökosystemleistungen in der Schweiz. Es fördert den Dialog und die Zusammenarbeit zwischen Biodiversitätsforschung und Verwaltung, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Die Zeitschrift HOTSPOT ist eines der Instrumente für diesen Austausch. Sie wird zweimal jährlich jeweils in einer deutschen und einer französischen Ausgabe publiziert. Die nächste Ausgabe von HOTSPOT erscheint im Herbst 2023.

Um das Wissen über Biodiversität allen Interessierten zugänglich zu machen, möchten wir den HOTSPOT gratis abgeben. Wir freuen uns über Unterstützungsbeiträge auf IBAN CH55 0079 0042 3555 7275 8, Vermerk «Spende HOTSPOT».

Manuskripte unterliegen der redaktionellen Bearbeitung. Die Beiträge der Autorinnen und Autoren müssen nicht mit der Meinung des Forums Biodiversität Schweiz übereinstimmen. Ein Nachdruck ist nur mit schriftlicher Erlaubnis der Redaktion gestattet.

© Forum Biodiversität Schweiz, SCNAT, Bern, Mai 2023

Alle Ausgaben von HOTSPOT stehen auf biodiversity.scnat.ch/hotspot als PDF zur Verfügung.

Editorial



Das Forum Biodiversität Schweiz ist eine akademische Institution. Da geht es um kausale Zusammenhänge, um Gesetzmässigkeiten und Evidenz. Entsprechend nüchtern informieren wir über die Entwicklung der Biodiversität sowie über die Ursachen und Konsequenzen dieser Entwicklung. Zudem weisen wir auf gut untersuchte Handlungsoptionen hin. Mit unseren Produkten sorgen wir dafür, dass politische Vorstösse, Strategien und Aktionspläne auf aktuelle wissenschaftliche Grundlagen abgestützt werden können. Doch reicht dies, um die Biodiversität in der Schweiz zu erhalten und zu fördern?

Offenbar nicht. Um den Turnaround zu schaffen, braucht es eine grundlegende Änderung unseres Umgangs mit Natur. Das gilt für alle Bereiche der Politik, Gesellschaft und Wirtschaft, aber auch für jede einzelne Person. Berührungen mit der Vielfalt des Lebens können dabei einen Schlüssel darstellen. Ich erinnere mich, wie ich auf einer verregneten Bergwanderung erstmals einem Alpensalamander begegnet bin. Das schwarz glänzende Tierchen mit den Glubschaugen tapste über den schlammigen Pfad wie ein Wesen aus einer anderen Zeit. Die Begegnung liess mich in die Knie gehen und schaffte eine Verbundenheit mit der Natur, wie sie in acht Jahren Biologiestudium nicht gelungen war.

Ich bin überzeugt, dass solche Berührungen eine transformatorische Kraft haben. Doch wir Biodiversitätsfachleute argumentieren lieber mit Zahlen als dass wir über die Faszination, erlebte Glücksmomente oder die grosse Sorge über den Schwund der Vielfalt sprechen. Dabei sind es genau diese Emotionen, die uns motivieren, uns mit all unserer Energie für die Erhaltung und Förderung der biologischen Vielfalt einzusetzen. Sie könnten auch andere zum Handeln bewegen. Müssten wir von der Natur Berührten also nicht viel stärker die Mitmenschen an diesem Berührtsein teilhaben lassen?

Ein Beispiel, wie es funktionieren könnte, ist für mich Sir David Attenborough. Die Stimme des inzwischen 97-jährigen ist brüchig geworden, doch noch immer gelingt es ihm, seine Zuschauerinnen und Zuhörer in den Bann zu ziehen. Ich bin überzeugt, dass dies so ist, weil seine Neugier, sein Staunen, seine Begeisterung, seine Ehrfurcht und seine Teilnahme am Naturgeschehen – kurz, seine Emotionen – bei allem was er erklärt, stets spürbar sind. Über Biodiversität reden, aber nicht nur Fakten darlegen, sondern auch zeigen, was wir fühlen: Dies war schon das grosse Thema unserer SWIFCOB 19 «Biodiversität erzählen». Jetzt doppeln wir mit diesem Heft nach.

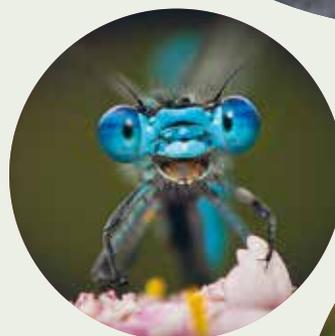
Den HOTSPOT gibt es schon so lange wie das Forum Biodiversität, nämlich 24 Jahre. Mit dieser Ausgabe verabschiede ich mich von Ihnen: Mitte Jahr gebe ich die Leitung des Forums ab und übernehme bei BirdLife Schweiz eine neue Aufgabe. Dem Thema Biodiversität bleibe ich selbstverständlich treu verbunden.

Lassen Sie sich mit diesem HOTSPOT einmal mehr inspirieren. Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre und grüsse herzlich

Daniela Pauli, Leiterin Forum Biodiversität Schweiz

Biodiversität und Emotionen

- 6 **Liebe, Angst, Ekel – Biodiversität berührt** | Leitartikel
- 9 **«Statt Katastrophenmeldungen zu verbreiten, zeige ich lieber die Schönheit der Natur»** | Interview
- 12 **Bitte nicht resignieren!** | Essay
- 15 **Das Herz hat seine Gründe** | Interview
- 18 **Die «Bestien» der städtischen Biodiversität**
- 20 **Worte wecken Emotionen**
- 22 **Was der Biodiversitätsverlust bei Menschen auslöst**
- 24 **Warum Emotionalität in der Wissenschaft wichtig ist**
- 26 **«Essen ist etwas Emotionales und eine Möglichkeit, sich der Vielfalt der Natur anzunähern»** | Interview | Bundesamt für Landwirtschaft BLW
- 29 **Ergebnisse aus den nationalen Monitoringprogrammen** | Bundesamt für Umwelt BAFU
- 32 **Aktionsplan Biodiversität** | Bundesamt für Umwelt BAFU
- 34 **Aktuelles aus dem Forum Biodiversität Schweiz**



Literatur

Aus Platzgründen lagern wir die in den Artikeln zitierte Literatur in ein Dokument aus, das unter folgendem Link heruntergeladen werden kann. > biodiversity.scnat.ch/hotspot

Zu den Fotos

Tiere und Pflanzen wecken Emotionen. Besonders stark und vielfältig sind Emotionen, wenn Tiere in speziellen Situationen fotografisch festgehalten werden. Die Bilder sind nicht nur unterhaltsam und amüsant, sondern sollen vor allem auf das Artensterben aufmerksam machen.

Bildnachweis

| S. 2 Alle Fotos Comedy Wildlife: ©Andrea Zampatt (Schlafmaus); ©Mark Fitzpatrick (Meeresschildkröte); ©Tim Hearn (Hufeisen-Azurjungfer); ©Jacques Poulard (Eisbär) | S. 3 Alle Fotos Comedy Wildlife: ©Charlie Davidson (Waschbär); ©Josef Friedhuber (Gorilla); ©Hendrik Spranz (Erdhörnchen); ©Tom Ställe/Tom Stables (Wasserbüffel mit Reiher) | S. 5 Alle Fotos Comedy Wildlife: ©John Speirs (Stadttaube); ©Axel Bocker (Schlanklibelle); ©Petr Sochman (Halsbandsittiche) | S. 6 Gregor Klaus (Baselbieter Jura) | S. 7 Beat Ernst, Basel (Edelweiss); Thomas Marent (Röhrenspinne) | S. 8 Johan Photograph/Adobe Stock #307222384 (menschliche Iris) | S. 10 helmutvogler photos/AdobeStock #85102630 (Silberblatt); Thomas Marent (Vierblättrige Einbeere) | S. 11 Thomas Marent (Gemeiner Aronstab) | S. 12 Thomas Marent (Weinbergschnecke) | S. 13 Thomas Marent (Kanincheneule); Tomas Wüthrich (Birder Klaus Robin) | S. 14 Thomas Marent (Zitronenfalter) | S. 15 Thomas Marent (Niederhorn) | S. 19 Sylvia Pfeiffer (Spinne); Nigel Cattlin/Okapia (Küchenschabe); Thomas Marent (Wanderratte) | S. 22 Rupert Oberhäuser/Alamy Stock Photo | S. 23 Gregor Klaus (Feuersalamander); Archiv Vogelwarte (Kohlmeise) | S. 26-28 Alle Fotos Dorian Rollin (aus dem Buch «E Guete, Schweiz») | S. 30 Thomas Marent (Silbergrüner Bläuling) | S. 34 matho/Adobe Stock #159039310 (Grimmel); goturk_06/Adobe Stock #535623901 (Urbanisierung) | S. 36 ©Angela Bohlke/Comedy Wildlife (Fuchs); ©Miroslav Srb/Comedy Wildlife (Waschbär) | S. 3, 6-7, 12-13, 16-19, 22-25 Illustrationen Adobe Stock #486266957

LEITARTIKEL

Liebe, Angst, Ekel – Biodiversität berührt

VON GREGOR KLAUS UND DANIELA PAULI

Die Zitate auf den folgenden drei Seiten stammen von Einwohnerinnen und Einwohnern des Juraparks Aargau. Eingefangen hat sie Rebecca Schneider für ihre Masterarbeit über die Beziehung der Menschen zur Natur. «Die explizite Beschreibung von Emotionen in Worten fiel nicht jeder Person gleich leicht», schreibt Schneider (2022). «Dennoch sind unausgesprochene Emotionen in impliziter Form in situ ablesbar.»

«[Es] gibt mir etwas Ruhe, und [ich] kann einfach etwas fallen lassen, genießen... und beobachten... die Natur und die Tierwelt... für mich ist das einfach [etwas] für die Seele.»

Doch was sind eigentlich Emotionen? Unbestritten ist, dass unser Leben ohne Emotionen leer und mechanisch wäre. Der erste wissenschaftliche Versuch, Emotionen zu beschreiben und zu verstehen, stammt von Charles Darwin (The Expression of the Emotions in Man and Animals, 1872). Seither wurden viele Theorien und Definitionen entwickelt, doch eine präzise wissenschaftliche Definition für den Begriff «Emotion»

gibt es nicht. Genauso unscharf ist die Abgrenzung zu verwandten Begriffen wie «Gefühl», «Affekt», «Stimmung» und «Gemütsbewegung», die alle zusammen ein komplexes System bilden, das unsere Reaktion auf die Umwelt und das eigene Wohlbefinden beeinflusst. Ganz emotionslos betrachtet sind Emotionen subjektive psychische Zustände, die durch bestimmte Reize ausgelöst und durch körper-

liche und psychische Veränderungen zum Ausdruck gebracht werden. Sie beeinflussen unsere Wahrnehmung und unser Denken, unser Verhalten und Handeln. Beispiele für Emotionen sind Freude, Zufriedenheit, Angst, Wut, Trauer, Scham, Überraschung und Ekel. Sie haben eine biologische Basis, sind aber in ihrer Ausprägung immer auch sozial und kulturell geprägt und überformt. Der Anblick eines rennenden Wildschweins im Wald kann bei einem Spaziergänger Angst auslösen; eine Jägerin dagegen verspürt Vorfreude auf die Jagdsaison. Art und Intensität sind zudem abhängig von den individuellen Erfahrungen, Biografien und Vorlieben einer Person.

Natur tut (meistens) gut

Barfuss über Moos laufen, einen Greifvogel im Flug beobachten, dem Gesang der Grillen zuhören und den Duft des Alpenklee riechen kann starke positive Emotionen auslösen. Die Stimmen aus dem Jurapark zeigen, welche Emotionen in Verbindung mit Natur besonders häufig sind: Freude und Verbundenheit.

Die Natur hat zudem die Fähigkeit, negative Emotionen zu reduzieren, die zum Beispiel zu Stress und Anspannung führen. In der Natur können die Gedankenstürme zur Ruhe kommen, die uns im Alltag beherrschen und nicht selten Besorgnis, Verzweiflung, Wut, Angst, Erniedrigung und Apathie hervorrufen. Wir treten aus unseren mentalen Geschichten heraus und werfen einen ungetrübten Blick auf das, was wir wirklich sind: Teil eines riesigen Netzwerks des Lebens. Oder wie es die Philosophin Angelika Krebs ausdrückt (S. 15): «Emotional geht es mir (...) um die Geborgenheit in der Welt.» Für Stefan Eggenberg von Info Flora (S. 9) ist die «reale Vielfalt mit all ihren Farben, Formen und Düften» ein Anker, um sich in unserer «zunehmend künstlichen Welt zurechtzufinden und Achtsamkeit zu üben». Die Autorin Johanna Romberg (S. 12) fühlt sich umso lebendiger, «je artenreicher eine Umgebung ist, je mehr Lebewesen man darin erkennen und benennen kann».

Eine vielfältige Natur ist bei den allermeisten Menschen mit positiven Emotionen verbunden (z. B. Nisbet und Zelenski 2011). Sie ist über alle Sinne zugänglich – sogar über eine fein duftende Mahlzeit, in der besonders viel Biodiversität steckt (S. 26). Allerdings können wilde, ungezähmte Ökosysteme auch Angst machen – und es gibt Organismen, die sogar bei ansonsten bedingungslosen Naturliebhabern Ekel auslösen (S. 18). Dazu gehören definitiv Bettwanzen und Heerscharen von asiatischen Marienkäfern im und am Haus. Für andere Menschen ist der Wald ein Ort des Horrors und der Wolf und andere Beutegreifer regelrechte Feindbilder. Gerade über Wildtiere und das Wildtiermanagement gehen die Meinungen weit auseinander, was zu

«Dann kann ich da ruhig einmal eine halbe Stunde hinsitzen (...) und einfach einmal ein bisschen beobachten. Und dann plötzlich beginnt es [zu leben um mich herum].»





«Wenn der Vogelzug ist im Herbst,
dann sitze ich einfach hier oben
irgendwo mit dem Fernrohr und
schaue.»

hitzigen und kontroversen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen führen kann. Offenbar generiert die menschliche Psyche mentale Vorstellungen von Wildtieren und Wahrnehmungen von deren Verhalten, die dann entweder Konflikte bestärken oder eine Koexistenz zwischen Mensch und Wildtier begünstigen (Jürgens 2022).

Bilder und damit verbundene Emotionen werden auch durch die Sprache gesteuert; die Wortwahl beeinflusst dabei, wie biologische Vielfalt vom Gegenüber wahrgenommen wird (S.20). So lösen Dialektnamen von Arten wie «Guggerblume» heimatliche Gefühle aus, während das «Wiesen-Schaumkraut» uns eher kalt lässt (Klein 2022). Positiv besetzt sind auch Begriffe wie «biologische Vielfalt» oder «Netz des Lebens», während «Biodiversität» oder «Ökologische Infrastruktur» etwas technisch anmuten oder sogar Abwehr generieren. Umso wichtiger ist es, Fachbegriffe im jeweiligen Kontext bewusst und gut überlegt einzusetzen.

Negative Emotionen führen zu Handeln

Stefan Eggenberg (S.9), Johanna Romberg (S.12) und Angelika Krebs (S.15) berichten noch von anderen starken Emotionen in Zusammenhang mit Biodiversität: Trauer angesichts der Biodiversitätszerstörung und des Biodiversitätsentzugs. Bei vielen Menschen kommt Angst vor einer biologisch völlig verarmten und damit trostlosen Zukunft hinzu, aber auch Wut und Hilflosigkeit darüber, dass die Krise von vielen Menschen nicht als solche eingestuft wird. Schlimmstenfalls können diese Emotionen zu Resignation und Apathie führen (S.22). Letzteres ist vor allem dann der Fall, wenn die Menschen keine Handlungsmöglichkeit sehen oder nicht wissen, wo sie ihr Bedürfnis nach Naturkontakt stillen können. Letztendlich bedeutet dies, dass die Biodiversitätskrise auch eine

Krise der menschlichen Psyche ist. Noch können wir nur erahnen, welche Konsequenzen es hat, wenn Natur als Absorber für negative Emotionen und als Quelle für positive Emotionen wegfällt.

Starke negative Emotionen im Zusammenhang mit der Biodiversitäts- und Klimakrise haben aber auch eine gute Seite: Sie können Handlungen auslösen oder zumindest motivierende Funktion haben. Bereits Aristoteles stellte in der «Nikomachischen Ethik» fest: «Leute, die da nicht in zornige Aufwallung geraten, wo es geboten wäre, erscheinen als verkehrte Menschen.» Wer also keinen Ärger zeigt, nimmt Ungerechtigkeiten nicht wahr und wehrt sich auch nicht dagegen. Aristoteles geht davon aus, dass Ärger Energie mobilisiert und die Aufmerksamkeit auf das Beheben von Hindernissen lenkt. Tatsächlich zeigen Studien deutlich, dass Gefühlsarmut zu einer Störung der Entscheidungsfähigkeit führt. Wir brauchen also nicht weniger Ärger und Wut, sondern vielleicht sogar mehr. Auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dürfen (und können) zu ihren Emotionen stehen (S.24).

Im Gegensatz zur Klimakrise ist die Wut über die Biodiversitätskrise in der Bevölkerung allerdings verschwindend klein. Erklären lässt sich dies damit, dass die Klimakrise als viel existenzbedrohender

«Das gibt so eine innere Ruhe... so eine Gelassenheit und eine Zufriedenheit ... weil man ja gar nicht viel zum Leben braucht, und das wird dir dann wieder klar (...).
Alles andere wirkt so klein, alles ist halb so schlimm, oder? (...) Man sieht alles wie von einem anderen Blickwinkel.»



«Die Bedeutung der einzelnen Bäume (...), dieser Holunder dort, den sie einfach so lieblos geköpft haben (mit Nachdruck) (...) Den Ahnenbaum geköpft (empört). Ich meine, als ich das gesehen habe, es hat mich gleich (Handgriff an den Hals) (...)»

«Ein ganzer Tag im Haus drin, das geht gar nicht... das ist schlimm (mit Nachdruck). Also es ist nicht nur, wenn du ein psychisches Problem hast, musst du raus, sondern du bekommst das psychische Problem, wenn man immer drin ist.»

wahrgenommen wird, während der Niedergang der Biodiversität fast unsichtbar, still und geruchlos voranschreitet (S.9). Erschwerend kommt hinzu, dass viele gar nicht mehr wissen, was verloren geht, weil sie die Arten und damit die Artenvielfalt nicht mehr erkennen. Die Naturentfremdung hat erschreckende Ausmasse erreicht. So kommt der aktuelle «Jugendreport Natur» (Koll und Brämer 2021) aus Deutschland zum Schluss: «Bei nahezu allen Naturerlebnissen können im Vergleich zur Voruntersuchung (2016) zum Teil erhebliche Rückgänge beobachtet werden. Diese immer geringer werdenden Erlebnisse in der Natur sind ein starker Indikator für eine Naturentfremdung der jungen Generation.» Forschende warnen bereits vor einer «Naturdefizitstörung». Der Trend ist global. So kam ein deutsch-französisches Forschungsteam zum Schluss, dass die Menschen immer weiter von Naturräumen entfernt leben und sich tendenziell auch seltener mit der Natur beschäftigen (Cazalis et al. 2022). Der Bruch mit der Natur ist auch deshalb so verheerend, weil eine frühe emotionale Verbindung zur Natur eine langfristige positive Einstellung zum Naturschutz fördert.

A change of heart

Die Frage, wie positive Emotionen genutzt werden können und wie mit negativen Emotionen umgegangen werden sollte, um aus der Biodiversitätskrise herauszufinden, ist von grosser Bedeutung – gerade in der Schweiz, wo die Abstimmung zur Biodiversitätsinitiative mit dem indirekten Gegenvorschlag sowie der Aufbau einer Ökologischen Infrastruktur anstehen. Die gute Nachricht: Man muss das Rad nicht neu erfinden. Für die Nachhaltigkeitstransformation wurde die Rolle der Emotionen bereits beleuchtet (z. B. Umweltbundesamt 2020): Frust und Überforderung lassen sich vermeiden, wenn klare Handlungsanleitungen zur Verfügung stehen. Wertvoll ist auch die konkrete Erfahrung, dass ein gemeinsames Handeln zum Erfolg führt. Mission B hat hier wertvolle Vorarbeiten geleistet, indem es die Schönheit der Biodiversität und den Glauben an einen

Wandel in den Vordergrund gerückt hat. Gefragt sind noch mehr solcher positiven Zukunftsvisionen, die Lust auf ein Leben in Einklang mit der Natur machen.

Natürlich haben auch rationale Argumente ihre Berechtigung, um Menschen davon zu überzeugen, Biodiversität zu erhalten; aber die emotionale Seite wurde bisher vernachlässigt (Krebs 2021). Damit wir in Zukunft anders mit der Natur umgehen, braucht es einen Wandel des Herzens, «a change of heart» (S.15). An die bereits überzeugten Menschen, die an Wut und Angst leiden, hilft der Aufruf von Johanna Romberg auf Seite 12: Kultivieren Sie wieder Freude an den Naturwerten, die noch da sind! ●

> DR. GREGOR KLAUS ist Wissenschaftsjournalist und Redaktor von HOTSPOT. DR. DANIELA PAULI ist Leiterin des Forums Biodiversität Schweiz. >> Literatur biodiversity.scnat.ch/hotspot >> Kontakt biodiversity@scnat.ch

«Wenn du in den Wald gehst, bist du danach wieder richtig geerdet. Und die frische Luft natürlich... und der Geruch... und einfach... du bist so im Ursprung zurück... ich weiss auch nicht (belustigter, etwas verlegener Ton), ich kann das gar nicht so in Worte [fassen].»

«Statt Katastrophenmeldungen zu verbreiten, zeige ich lieber die Schönheit der Natur»

Ein Gespräch mit STEFAN EGGENBERG von Info Flora über Post-Avatar-Depressionen, seinen Optimismus angesichts der Biodiversitätskrise und die Verbindung von Kopf und Herz bei seiner täglichen Arbeit.

INTERVIEW GREGOR KLAUS

HOTSPOT: Sie setzen sich schon seit Jahrzehnten für die Pflanzenvielfalt in der Schweiz ein. Was bedeutet Ihnen Biodiversität?

Stefan Eggenberg: Diese Frage stellen wir uns vermutlich viel zu wenig. Für mich bedeutet Biodiversität Glück und Freude, aber auch Sicherheit. Denn wir können die Zukunft nicht ohne biologische Vielfalt bewältigen. Biodiversität ist zudem ein Gegenpol zur künstlichen Intelligenz, die unsere Gesellschaft immer stärker durchdringt. Die reale Vielfalt mit all ihren Farben, Formen und Düften ist ein Anker, um mich in unserer zunehmend künstlichen Welt zurechtzufinden und Achtsamkeit zu üben. Insofern ist Biodiversität für mich auch Identifikation, und zwar vor allem in Bezug auf die psychische Gesundheit, aber auch im Sinne von Ortsverbundenheit oder Heimat.

Als der Zug heute in Bern einfuhr, ging gerade die Sonne auf. Die Alpen leuchteten rosa vor der schwarzen Silhouette der Altstadt. Es war ein fantastischer Anblick, aber die Mitreisenden schauten in ihre Handys.

Ja, das ist traurig. Einige dieser Leute werden bestimmt an der Post-Avatar-Depression leiden.

An was?

Sie kennen den Film «Avatar» nicht? Die zweite Folge lief kürzlich in den Kinos. Der Film zeigt eine paradiesische, mit künstlicher Intelligenz erstellte Biodiversität auf dem Fantasieplaneten Pandora. Zentrales Thema ist die emotionale Bindung der indigenen Menschen zur Natur. Wenn die Leute aus den Kinosälen laufen, treffen sie aber auf eine stark degradierte Natur oder ihre Augen sind nicht darin geschult, die real existierende und faszinierende Artenvielfalt in ihrer Umgebung überhaupt zu erkennen. Die Depression, die viele Menschen Stunden oder gar Tage danach verspüren, ist auf die Diskrepanz zwischen dem Leben auf der Erde und dem Leben auf Pandora zurückzuführen. Man fühlt sich plötzlich abgekoppelt von der Natur und ist unzufrieden mit dem modernen Leben, dem die Natur und die harmonische Beziehung zu ihr zum Opfer gefallen sind. Hilflosigkeit und Trauer sind typische Gefühle. Der Begriff «Post-Avatar-Depression» wurde mittlerweile in das «Urban Dictionary» aufgenommen, das Online-Wörterbuch für englische Slangwörter, -ausdrücke und -namen.

Interessant! Was hat der Film bei Ihnen ausgelöst?

Ich hatte keine Depressionen, denn ich weiss, dass wir in der Schweiz immer noch tolle Naturgebiete haben. Meist nicht gleich um die Ecke, aber doch erreichbar. Und ich habe gelernt, rauszugehen und hinzuschauen. Wanderungen waren fester Bestandteil meiner Kindheit. Zusammen mit Freunden gründete ich eine inoffizielle Pfadi-Gruppe. Wir waren ständig in der Natur und übernachteten tagelang draussen unter freiem Himmel. Ganz wichtig war auch der Familiengarten. Wir hatten einen Nutz- und einen Ziergarten. Vor allem meine Grossmutter war sehr experimentierfreudig. Vielfalt und Ästhetik spielten eine grosse Rolle. Der wöchentliche Rundgang hat mich immer fasziniert. Was blüht gerade? Was hat sich verändert? Was ist neu? Ich erkannte, dass man Biodiversität im Garten selbst erschaffen kann und dies mit positiven Emotionen verbunden ist. Die Arbeit im Garten brachte es auch mit sich, dass ich die ersten Arten kennengelernt habe. Man muss wissen, was man jätet.

Bewirkt ein Film wie «Avatar» mehr als all die vielen Naturdokus?

Ja, das ist so. Aber «Avatar» ist kein Naturfilm. Es ist ein Film mit Handlung und vielen Effekten, die Emotionen verstärken. Die Schönheit der Natur ist zudem massiv übersteigert und idealisiert.



Stefan Eggenberg, Info Flora. Foto: Tomas Wüthrich



Wie kann es sein, dass manche Menschen ohne Natur nicht sein können, anderen Natur aber völlig egal ist oder sie sogar eine Aversion gegen Natur haben?

Ich bin sicher, dass alle Menschen einen tiefsitzenden Wunsch nach biologischer Vielfalt haben. Und wir können dieses Bedürfnis weder durch Filme wie «Avatar» noch durch Ferienreisen in Naturgebiete befriedigen. Wir brauchen Biodiversität in unserem Alltag. Ob sich Menschen aber tatsächlich für Natur interessieren, ist stark davon abhängig, ob sie in ihrer Kindheit mit Natur in Berührung gekommen sind. Die Pfadi ist da eine ganz wichtige Institution, weil Abenteuer und Natur zusammenkommen.

Was löst der Anblick von ausgeräumten und artenarmen Landschaften bei Ihnen aus?

Das löst jedes Mal negative Emotionen aus. Doch das Wissen, dass es noch Orte gibt, an denen ich die Vielfalt erleben kann, wo ich wieder auftanken kann, wirkt beruhigend. Nur mit diesen Rettungsbooten ist der Verlust für mich überhaupt ertragbar. Ganz wichtig ist natürlich meine Arbeit bei Info Flora. Ich setze mich täglich für die Biodiversität ein. Das Wissen, dass ich dran arbeite, die Situation zu verbessern, gibt mir eine stabile Gefühlsbasis. Und ich bin regelmässig draussen – im Rahmen meiner Projekte, aber auch privat. Und wir dürfen nicht vergessen, dass ja nicht alles schlechter wird. Es gibt durchaus Erfolge.

Die aber bei Weitem noch nicht ausreichen, um Biodiversität zu erhalten.

Dennoch sind sie positiv zu werten. Das Thema Biodiversität hat in den letzten 20 Jahren Schritt für Schritt seinen Weg in die verschiedenen Sektoren und in das Bewusstsein der Bevölkerung gefunden – mehr als ich mir jemals erträumt habe. Allein mit dem neuen Landwirtschaftsgesetz 1998 ist viel in Bewegung geraten. Ich denke auch gerne an die Arbeiten für das Inventar der Trockenwiesen und -weiden zurück: Mir war vorher nicht bewusst, was für Perlen der Artenvielfalt es noch gibt. Und die Schweiz arbeitet daran, sie zu erhalten. Umso grösser war der Schock 2022: Aufgrund der verschlafenen Energiewende haben National- und Ständerat quasi über Nacht den Schutz der Biotope von nationaler Bedeutung gelockert. Diese panische und planlose Anbauschlacht macht mir grosse Sorgen. Ich hatte zeitweise das Gefühl, dass all die Bemühungen der letzten Jahre wie ein Kartenhaus in sich zusammenfallen.

Wie gehen Sie mit dieser Niederlage um?

Ich werde jetzt sicher nicht zum Wutbürger. Mein Grundoptimismus ist nicht beschädigt. Auch diese Phase wird vorbeigehen, und Exzesse werden korrigiert.

Beim Klimaschutz gibt es prominente Aktivistinnen und Aktivisten, die Banken stürmen oder sich an die Strasse kleben. Beispielsweise Julia Steinberger, Professorin in Lausanne. Beim Naturschutz gibt es keine Top-Aktivisten aus der Wissenschaft und auch keinen zivilen Ungehorsam. Wieso ist das so? Reichen die Emotionen für Biodiversität nicht für starke Reaktionen?

Ich glaube, das lässt sich nicht vergleichen. Die Naturzerstörungen finden heute schleichend statt, die Zeiten der grossen Naturzerstörungen sind – oder waren es bis vor Kurzem – zum Glück vorbei. Zudem gibt es sehr viele unterschiedliche Akteure, die Biodiversität beeinflussen. Natürlich könnte man einzelne Aktionen starten. Ich verfolge aber lieber einen positiven Ansatz. Katastrophenszenarien an die Wand zu malen ist nicht so mein Ding. Mit den positiven Emotionen erreichen wir mehr. Natürlich war das Jahr 2022 deprimierend und hat uns um gefühlte 20 Jahre zurückgeworfen. Aber ich werde weiter meine Exkursionen machen und Begeisterung bei Studierenden wecken. Statt zu demonstrieren, zeige ich den Leuten lieber die Schönheit der Natur.

Die ganze Community scheint so zu ticken.

Der Krieg in der Ukraine und der Klimawandel lösen viel stärkere Emotionen bei den Menschen aus und sind dadurch medial viel präsenter. Die Ängste sind viel existenzieller als bei der Biodiversitätskrise, die eher ein schleichender Vorgang und für den einzelnen nicht spürbar ist. Wir sind dazu verdammt, in kleinen Schritten vorwärts zu gehen, obwohl die Biodiversitätskrise nicht minder existenzbedrohend ist. Unser Vorteil gegenüber den anderen Krisen ist es aber, dass wir mit Glücksgefühlen spielen können.

Biophilie wird von der Politik aber oft lächerlich gemacht.

Das stimmt. Meist geht es dabei aber um politische Spielchen, bei denen grundsätzlich versucht wird, den Gegner der Lächerlichkeit preiszugeben. Wir dürfen uns davon nicht beirren lassen. Es ist auch eine Chance für Selbstreflexion: Wo ist man zu weit gegangen mit der Biophilie, wo wirkt man tatsächlich lächerlich?

Die Forschungscommunity hat in den letzten 20 Jahren vor allem die Ökosystemleistungen und den Wert der Biodiversität für die Menschen hervorgehoben und damit auf den Verstand der Menschen gezielt, um Handlungen auszulösen. War das Ausblenden von Emotionen ein Fehler?

Die Ökosystemleistungen beinhalten auch Emotionen. Immerhin geht es um unsere Lebensgrundlage. Aber es stimmt schon, der Begriff «Leistungen» deutet auf ein ökonomisches Modell hin. Wenn man die emotionalen Aspekte einfach unter diesen Begriff wischt, verliert man einen Grossteil der emotionalen Komponenten. Es braucht eine zusätzliche, komplementäre Argumentationsschiene.

Und welche Schiene sollen die Naturwissenschaften benutzen?

Der Fokus muss da klar weiterhin auf den Ökosystemleistungen liegen. Von uns werden naturwissenschaftliche Antworten erwartet, keine emotionalen, was absolut richtig ist. Es wäre aber schön, wenn sich die Geisteswissenschaften den Emotionen, die von der Natur ausgelöst werden, annehmen würden. Gleichzeitig bin ich als Naturwissenschaftler aber auch ein Wesen mit Gefühlen. Auf Exkursionen mit Studierenden zeige ich diese Emotionen. Gerade Pflanzen geben die Möglichkeit, über die naturwissenschaftliche Betrachtung hinauszugehen: Der Einbezug der Symbolik, Ethnobotanik und Namensgebung steigert die Faszination der Arten enorm. Mit

ihrer Hilfe kann man Geschichten erzählen, die wie kurze Avatarfilmchen emotionale Erlebnisse ermöglichen. Nur den Namen einer Art und die Merkmale zu präsentieren ergibt kalte Exkursionen. Mir ist es wichtig, warme Exkursionen anzubieten. Die Verbindung von Kopf und Herz ist das A und O einer guten Pädagogik.

Wie schaffen wir es generell, die Herzen der Menschen zu erreichen?

Da können wir beispielsweise vom Tourismus lernen. Der schafft es immer wieder ganz vorzüglich, Natur und Landschaft mit positiven Emotionen in Verbindung zu bringen. Diese Verbindung gilt es in allen Sektoren zu stärken. ●

> **DR. STEFAN EGGENBERG** ist Botaniker, Direktor des nationalen Daten- und Informationszentrums Info Flora und Dozent am Institut für Pflanzenwissenschaften der Universität Bern. Er ist Autor / Mitautor von zahlreichen Grundlagenwerken zu Pflanzen und Lebensräumen und publiziert auch als wissenschaftlicher Zeichner. >> Kontakt stefan.eggenberg@infoflora.ch



ESSAY

Bitte nicht resignieren!

Bei aller Sorge um den Zustand der Natur: Wir sollten uns dennoch die Lust bewahren, sie zu erleben und zu geniessen.

VON JOHANNA ROMBERG

Vor einiger Zeit beschloss ich, nach über 20 Jahren Land- leben in eine Grossstadt zu ziehen. Dann aber sang eine Klappergrasmücke in unserem Garten. Und ich gab den Plan erst einmal wieder auf.

Dies ist, in Kurzform, das bislang letzte Kapitel einer lebenslangen Beziehungsgeschichte. Es ist einerseits eine persönliche Geschichte, und wäre sie nur das, wäre sie kaum der Rede wert. Ich bin aber sicher, dass viele naturverbundene Menschen Ähnliches erlebt haben oder noch erleben – vermutlich auch Sie, die Leserinnen und Leser dieses Textes. Deswegen erzähle ich meine Erfahrungen hier etwas ausführlicher.

Naturvielfalt bereitet Freude ...

Als ich sechs Jahre alt war, fing ich an, Vögel zu beobachten. Vögel deshalb, weil meine Eltern sich kurz zuvor Ferngläser gekauft hatten – wären sie botanisch interessiert gewesen, hätte ich mich womöglich Pflanzen zugewandt. Ich war kein überdurchschnittlich naturinteressiertes Kind. Mich reizte vor allem der detektivische Anteil am Beobachten: das Identifizieren unbekannter Objekte, das Aufspüren verborgener Gestalten, die sich nur durch ihre Stimme verrieten, und natürlich die Entdeckung von Typen, die sich besonders rar machten oder sich nur in speziellen Umgebungen blicken liessen.

Was ich damals nicht ahnte: Wenn man einmal gelernt hat, Natur bewusst wahrzunehmen – egal, welchen Teil von ihr – dann lässt sie einen nie wieder los. Aus der Aufmerksamkeit für sie wächst eine Verbundenheit, die intensiver ist als blosses Umweltbewusstsein, und die lebenslang die Art und Weise prägt, wie man seine Umgebung erlebt.

Ich kann bis heute nicht weghören, wenn irgendwo ein Vogel singt; die «Antenne» in meinem Kopf bestimmt ihn automatisch, und ebenso reflexhaft sind die Emotionen, die er auslöst: Die Freude, wenn ich seine Stimme lange nicht gehört habe, den Thrill, wenn ich sie noch nicht kenne. Von Pflanzenfreunden weiss ich, dass sie routinemässig die Gewächse am Wegrand scannen; von Insektenkennern, dass sie mit der Zeit Röntgenaugen entwickeln, die selbst in dichtem Gebüsch oder hohem Gras zarte Flügelchen, schimmernde Panzer oder millimeterkleine Eier aufspüren.



Dieses «zweite Gesicht» für die Natur ist ein Geschenk. Es verwandelt jeden Spaziergang in eine Schatzsuche, beschert selbst in vertrauter Umgebung immer wieder neue Einsichten. Mehr noch: Je artenreicher eine Umgebung ist, je mehr Lebewesen man darin erkennen und benennen kann, desto lebendiger fühlt man auch sich selbst – so zumindest meine Erfahrung.

... doch ihr Verlust schmerzt

Zugleich aber macht die geschärfte Wahrnehmung für Natur verletzlich. Die Nachrichten über das fortschreitende Artensterben bereiten zwar vielen Menschen Sorgen; wenn man aber aus eigener Anschauung weiss oder gar mit ansieht, was genau zerstört wird – das tut richtig weh.

Wenn ich die aktuelle Rote Liste der heimischen Brutvögel sehe, könnte ich jedes Mal heulen. Fast alle Namen auf dieser Liste kenne ich aus eigener Anschauung, und gerade unter den besonders bedrohten Arten sind viele, die ich in meinen ersten Beobachtungsjahren noch als häufig erlebt habe. Kiebitz, Rebhuhn, Rotschenkel, Bluthänfling, Feldlerche – fast alle sind mittlerweile zu Raritäten geworden. Die Haubenlerchen, die noch in den 1970er-Jahren zu Dutzenden durch unser Grossstadtviertel trippelten, sind sogar komplett aus Westdeutschland verschwunden, bis auf eine kleine Restpopulation in Baden-Württemberg.

Vielleicht ginge mir der kontinuierliche Niedergang vieler Vogelarten nicht so nahe, würde ich ihn nur aus Statistiken ablesen. Aber ich erlebe ihn seit Jahrzehnten mit eigenen Augen und Ohren, sobald ich vor die Haustür trete.

Ende der 1990er-Jahre bin ich mit meiner Familie aufs Land gezogen, weg aus dem quirligen, aber chronisch staugeplagten Grossstadtviertel, in dem wir bis dahin wohnten. Es lebt sich gut hier in der Nordheide, südlich von Hamburg. Grosses Haus, Garten, ein ruhiges Dorf, rundherum eine Landschaft, die auf den ersten Blick schön, stellenweise idyllisch wirkt. Wiesen und Äcker, gesäumt von Obstbäumen und Schlehengebüsch. Wälder, in denen sich ab März ein vielstimmiger Vogelchor erhebt. Weil ich aber diese Schönheit mit den geschärften Sinnen einer Naturliebhaberin wahrnehme, kann ich nicht übersehen und -hören, wie verarmt sie im Grunde ist.



Ein alteingesessener Nachbar erzählte mir einmal, dass es noch in den 1970er-Jahren so viele Feldlerchen hier gab, dass sein Hund beim Spazierengehen alle 50 Schritte eine aufscheuchte. In den Wiesen am Dorfrand hätten jedes Frühjahr Dutzende Kiebitze gebalzt, und das Klappern der Störche auf den Dächern sei ein so alltägliches Geräusch gewesen wie das Muhen der Kühe auf den Weiden.

Kiebitze und Störche waren schon bei unserem Einzug vor 25 Jahren aus Dorf und Umgebung verschwunden – bis auf gelegentliche Durchzügler. Aber die Feldlerchen sangen immerhin noch so zahlreich, dass ich sie im Frühjahr sogar vom Balkon aus hören konnte. Auf den Wiesen am Dorfrand blühten Wiesenschaukräuter und Kuckuckslichtnelken, um das Weidevieh herum summten Schwärme von Insekten.

Mittlerweile sind auch diese Reste einstiger Vielfalt weitgehend dahin. Die meisten Landwirte des Dorfs haben ihre Wiesen in einheitlich grüne Grasäcker verwandelt, an deren Rändern nur noch ein schmales Sortiment stickstoffliebender Pflanzen blüht. Die Kühe stehen ganzjährig im Stall, und mit ihnen sind auch die meisten Insektenschwärme verschwunden. Mittlerweile können wir unsere Fenster selbst in warmen Sommernächten öffnen, ohne dass sich eine Mücke ins Zimmer verirrt.

Feldlerchen gibt es zwar noch. Aber ich kann sie bei Spaziergängen durch die Feldflur an einer Hand abzählen. Und vom Balkon aus höre ich keine mehr, seit am Dorfrand ein neues Baugebiet ausgewiesen wurde.

Angst vor weiteren Verlusten

Vielleicht wären diese Verluste leichter zu verschmerzen, hätte ich nicht den Eindruck, dass sie ausser mir kaum jemand registriert. In Studien zum Thema Naturbewusstsein lese ich zwar, dass sich immer mehr Menschen um den Zustand ihrer natürlichen Umgebung sorgen. Eine repräsentative Umfrage des Bundesamts für Naturschutz ergab sogar, dass sich drei Viertel der Deutschen aktiv für den Erhalt der lebenden Vielfalt einsetzen wollen. Aber wer immer diese drei Viertel sind – in unserem Dorf wohnen sie garantiert nicht. Man sieht es schon den hiesigen Gärten an: biodiversitätsbefreite Zonen, die regelmässig mit einem Bataillon dröhnender Mäh-, Schneid- und Häckselwerkzeuge zurechtgestutzt werden. Ich merke es auch an den verwunderten bis befremdeten Reaktionen, wenn ich Bekannten aus dem Dorf von meiner Leidenschaft fürs Vögelbeobachten erzähle.

Der Umweltausschuss unserer Gemeinde – immerhin gibt es ihn – befasst sich vorrangig mit Themen wie der Sicherung der Gasversorgung oder dem Bau von Ladesäulen für E-Autos. Der Schutz von Natur und Artenvielfalt auf dem immerhin knapp 150 Quadratkilometer grossen Gemeindegebiet stand bislang noch nie auf der Tagesordnung. Ich weiss nicht mehr genau, wann ich zum ersten Mal ernsthaft über einen Umzug in die Stadt nachdachte – ob nach einer Gemeinderatssitzung oder während eines Spaziergangs durch die stumme Feldflur. Aber an den Wunsch hinter dem Gedanken erinnere ich mich glasklar: Ich wollte das Leiden der Natur nicht mehr länger mit ansehen. Und mich dadurch von meinem eigenen Leiden an ihrem Niedergang befreien, der ohnmächtigen Verzweiflung über die Gleichgültigkeit meiner Mitmenschen, der ständigen Angst vor neuen Verlusten.

Mir war klar, dass dieser Umzug auch eine Fluchtreaktion wäre, ein Akt der Resignation. Und dass ein Stadtleben ohne ständigen Naturkontakt ärmer sein würde. Aber ich würde ja, so dachte ich, meine Verbundenheit mit der lebenden Vielfalt nicht völlig aufgeben. Sondern sie in eine stressarme Fernbeziehung verwandeln, aufrechterhalten durch gelegentliche Ausflüge in Biodiversitätshotspots der Umgebung.

Naturbegeisterung bewahren

Ich war schon dabei, Immobilienanzeigen zu studieren – da geschah etwas Unerwartetes: In unserem Garten begann eine Klappergrasmücke zu singen. Und wenig später entdeckte ich ihr Nest, in einem Dornbusch direkt vor unseren Wohnzimmerfenstern. *Sylvia communis*, die kleinste der bei uns heimischen Grasmückenarten, ist nicht selten; auch in den vergangenen Jahren hatte ich regelmässig eine oder zwei im Dorf gehört. Aber noch nie hatte eine in unserem Garten gebrütet.

Ich habe das als diskretes Kompliment empfunden; als ein Zeichen, dass meine Naturverbundenheit zumindest ein bisschen auf Gegenseitigkeit beruht. Und, auf die Gefahr hin, dass ich hier kurz



unter Esoterikverdacht gerate: Ich habe aus ihrem Gesang auch eine Botschaft herausgehört. Sie lautete: «Bleib hier. Wir sind schliesslich auch noch da.»

Das klingt auf Anhieb sehr schlicht. Aber auch Selbstverständliches kann aus dem Blick geraten. Mir jedenfalls wurde, während ich dem zarten Klappern vor meinen Fenstern lauschte, immer deutlicher bewusst, wie sehr sich meine Wahrnehmung der Natur in den vergangenen Jahren verengt hatte. Wie sehr ich die Vogel- und Pflanzenwelt meiner Umgebung in erster Linie als verarmt, bedroht, fragil erlebt hatte. Was sie natürlich auch ist. Aber eben nicht nur.

Ich glaube, dass wir Naturliebhaber, bei allen berechtigten Sorgen und Verlustängsten, wieder häufiger zur Kenntnis nehmen sollten, was Natur eben auch ist: vital, vielfältig, sinnlich, wunderschön und, zumindest in grossen Teilen, immer «noch da». Und das Wunderbare: Gerade Letzteres gilt nicht nur für die robusten, flexiblen Allerweltsarten, sondern auch für so zarte Lebewesen wie die Klappergrasmücke, die nicht nur menschliche Nähe erträgt (und mit ihr die Gefährdung durch Hauskatzen und Heckenscheren), sondern als Langstreckenzieherin auch noch zweimal im Jahr die Sahara überquert.

Ihr Gesang erinnerte mich auch an die Begegnung mit jungen Ornithologen, die ich vor einiger Zeit auf eine Exkursion begleitet habe. Die Begegnung hat mich nachhaltig beeindruckt – zum einen, weil die 12- bis 20-jährigen Jugendlichen unfassbar fix im Entdecken und Bestimmen waren und teils über mehr Fachwissen verfügten als ich. Zum anderen, weil in den drei Stunden, die wir in einem Hamburger Vogelschutzgebiet verbrachten, kein einziges Mal die Rede auf das Lieblings- und Leidthema aller «Ornis» jenseits der 40 kam: den Niedergang der Vogelwelt.

Als ich einen der Teilnehmer darauf ansprach, sagte er sinngemäss, dass ihm dieser Niedergang sehr wohl bewusst sei. Dass er persönlich aber wenig Sinn darin sehe, einer verschwundenen Fülle nachzutruern, die er selbst nie erlebt habe. Lieber verwende er seine Energie darauf, das noch Vorhandene zu erkunden und natürlich auch zu schützen – damit habe er auf Jahre hinaus genug zu tun. Sprach es und richtete sein Fernglas auf einen Brachvogel, der im Schlick eines nahegelegenen Hafenbeckens nach Nahrung stocherte. Ich musste nach diesem Gespräch wieder einmal an das berühmte «Shifting-Baseline-Syndrom» denken, das Phänomen, dass jede Generation die Umwelt, in der sie aufwächst, als Normalzustand be-

trachtet – unabhängig davon, wie stark diese zuvor verändert wurde. Vor allem Naturschützer klagen über die sich verschiebenden Linien, weil sie es schwer machen, gerade junge Menschen für den Einsatz gegen den Biodiversitätsverlust zu gewinnen. Wer engagiert sich schon für Arten, die er oder sie nur noch aus Filmen, Büchern oder Erzählungen kennt?

Ich glaube aber, dass das kollektive Vergessen auch sein Gutes hat. Wenn jede neue Generation von klein auf das ganze Ausmass vergangener Naturverluste vor Augen hätte – die Menschheit, zumindest ihr sensiblerer Teil, würde womöglich in einem Zustand permanenter Resignation verharren. Und erst recht nicht die Motivation aufbringen, sich für die Bewahrung der verbliebenen Vielfalt zu engagieren.

Mehr Freude, weniger Trauer

Seit ich die Botschaft der Klappergrasmücke vernommen habe, versuche ich, meine Sorgen um die Natur – nein, nicht zu verdrängen. Das könnte ich gar nicht. Aber ich nehme mir gelegentlich die Freiheit, meine Umgebung mit der unbefangenen Neugier einer sechsjährigen Beobachtungs-Anfängerin zu betrachten. Mich dem zuzuwenden, was «da ist» – und weniger das zu betrauern, was fehlt. Ich freue mich an den vertrauten Stimmen in meinem Garten – es sind, auch ohne die Feldlerche, immer noch ein gutes Dutzend. Ich erkunde mit einem befreundeten Botaniker die Flora eines stillgelegten Bahndamms – und entdecke dabei Arten, die ich noch nie in natura gesehen habe. Ich zähle für ein Monitoringprogramm die Vögel in einem nahegelegenen Waldstück – und freue mich über jeden, den ich neu auf meiner Liste vermerken kann. Ich pflanze Futterpflanzen für die Falter, die im Sommer meinen Garten besuchen. Und ich lasse die Dornbüsche, die ich bislang regelmässig beschnitten habe, ein Stück weiter durch die Beete wuchern. Damit die Klappergrasmücke auch im nächsten Frühling wieder vor unseren Fenstern singt. ●

> **JOHANNA ROMBERG**, langjährige Redakteurin und Autorin der Zeitschrift GEO, schreibt heute vor allem für das Online-Magazin «RiffReporter» über Natur und die Menschen, die sich für sie engagieren. Davon handeln auch ihre beiden Bücher: «Federnlesen – vom Glück, Vögel zu beobachten» (2018) und «Der Braune Bär fliegt erst nach Mitternacht. Unsere Naturschätze – wie wir sie wiederentdecken und retten können» (2022).

Das Herz hat seine Gründe

Hat die Naturwissenschaft die Natur «entzaubert»? Wie können wir uns der Schönheit und Heiligkeit der Natur wieder annähern? Die Philosophin

ANGELIKA KREBS von der Universität Basel hat eine klare Meinung dazu – und plädiert für eine «ästhetische Ökozentrisk».

INTERVIEW GREGOR KLAUS

HOTSPOT: Sind Sie oft in der Natur?

Angelika Krebs: Ich muss jeden Tag mindestens einmal hinaus in die Natur, wenn ich konzentriert forschen und lehren können will. Ich wohne ja so, dass mich mein «Schulweg» an die Universität Basel eine Stunde zu Fuss durch einen Wald führt. Am liebsten arbeite ich sogar unter freiem Himmel. Ich finde es schön, wenn man beim Schreiben oder Lesen auch einmal den Blick schweifen lassen und im Garten umhergehen kann. Man ist draussen weniger verbissen und wird freier für die Welt. Und man weiss: «Du gehörst mit zum Leben dazu», wie es der Schriftsteller Peter Kurzeck ausdrückt. Emotional geht es mir um die Freude am Leben und um die Geborgenheit in der Welt.

In Ihrem Buch «Das Weltbild der Igel», das Sie zusammen mit drei Ihrer Basler Mitarbeitenden geschrieben haben, weisen Sie darauf hin, wie wichtig naturästhetische Erfahrungen für das Glück der Menschen sind. Sie schreiben sogar: «Ich meine, dass der Mensch das emotionale Mitschwingen mit der Natur braucht, um ganz Mensch zu sein.» Wie begründen Sie das?

Zunächst einmal durch die Erinnerung daran, wie sehr wir das Mitgehen mit den natürlichen Rhythmen brauchen – zum Beispiel, dass die Mimosen anfangen zu blühen. Oder das Aufgehen in der Stimmung einer Landschaft – zum Beispiel in der erlösenden Hoffnung des Frühlings nach dem Winter. Mit dem Verlust einer Natur, die uns einlädt, mit ihr zu resonieren, werden wir auch uns selbst ein Stück weit fremd, und nicht nur uns selbst, sondern auch der Erde gegenüber, deren Teil wir doch eigentlich sind. Ohne die Natur als Resonanzraum mag der Mensch überleben. Doch gedeihen kann er ohne sie nicht.



Ist das so?

Ja, denn der Mensch läuft Gefahr zu vergessen, dass er nicht der Macher seines Lebens und seiner Welt ist. Von diesem Macher-Wahn müssen wir unbedingt wegkommen. Wir müssen versuchen, ein gutes Verhältnis zu dem zu finden, was einfach da ist – und dabei hilft uns die Schönheit der Natur. Kant spricht in diesem Zusammenhang von einem «Wink der Natur». Selbst wenn wir die Natur um uns herum immer weiter zurückdrängen, gäbe es in unserem Leben unweigerlich noch viel, das einfach so geschieht: Jemand wird schwer krank oder ein Kind kommt mit einer Beeinträchtigung zur Welt. Es geht also um Demut, um Gelassenheit und, wie gesagt, um die Freude über das, was es alles gibt: Zu staunen, sich zu wundern über die Vielfalt der Welt und sich darin aufgehoben zu fühlen.

Wie hat sich unsere Beziehung zur Natur in den letzten 75 Jahren verändert?

Einerseits ist es mit der Naturvernutzung ja immer schlimmer geworden. Es wird verstrast, zersiedelt, verkabelt, ausgeräumt und ausgerottet, was das Zeug hält. Und das, obwohl viele Menschen in Umfragen ein neues, anderes Bewusstsein für die Verletzlichkeit der Natur bekunden. Andererseits hat Corona in den letzten Jahren vielleicht doch etwas zum Guten verändert: Die Leute sind mehr spazieren gegangen, und das hat sich gehalten. Mit der Pandemie haben sie eine Antwort auf die Frage entdeckt: «Wo kann ich denn hin, wenn ich Sorgen habe?» Viele Menschen haben gemerkt, dass ein Spaziergang ihnen guttut, sie auf andere Gedanken bringt und trösten kann. Corona war von daher eine Chance für die Natur.

Sie plädieren für eine ästhetische Ökozentrisk. Was versteht man darunter?

Die ästhetische Ökozentrisk legt den Fokus auf die Schönheit der Natur und damit auf etwas, das zwar viele von uns privat empfinden und wertschätzen, das jedoch in der politischen Arena eher belächelt oder sogar regelrecht schlechtgemacht wird. Es braucht Mut, um im politischen Kampf mit den harten Fakten und kalten Zahlen der Klima- und Wohlstandsentwicklung das immaterielle Bedürfnis nach schöner Natur überhaupt zu erwähnen. Den Mut dazu wollen wir mit unserem Buch machen und das Rüstzeug dafür liefern.

Es gibt aber doch bereits die Naturethik.

Auch in der akademischen Disziplin der Naturethik, in der es um die Prüfung der Argumente für den Schutz der Natur geht, spielt die Schönheit der Natur kaum eine Rolle, obwohl es zumindest in der geschützten akademischen Welt nicht allzu viel Mut bräuchte, um sie mitzudenken und einzubringen. Die Naturethik ist vielfach erstarrt in einem krassen Gegensatz zwischen Anthropozentrisk und Ökozentrisk. Die Anthropozentrisk verteidigt dabei das moralische Recht des Menschen, die Natur nach Belieben zum eigenen Vorteil

zu benutzen, solange dies nur einigermaßen nachhaltig geschieht und nicht zu sehr auf Kosten von Menschen in der Zukunft und in anderen Regionen der Welt. Der ökozentrischen Opposition gilt die Anthropozentrik als Inbegriff des Bösen, als Sündenfall des Menschen, als Entwürdigung der Natur. Denn warum sollte nur der Mensch eine Würde, einen moralischen Eigenwert haben, und nicht auch GAIA, die Natur, die doch so viel älter und grösser ist als wir und alles am besten weiss und der wir nur zu folgen hätten? Der Natur kommt in dieser ökozentrischen Sichtweise fast etwas Göttliches zu. Die anthropozentrische Gegenposition hält die steilen ökozentrischen Behauptungen denn auch für nicht allgemein begründbar und wittert Esoterik, Dogmatik, Fanatismus bis hin zu Ökofaschismus.

Da tut sich eine grosse Kluft auf.

Und genau das kann bei dem rasenden Tempo der Naturzerstörung zu einer gefährlichen Spaltung der Gesellschaft führen. Denken Sie an die Wut der «Fridays for Future»-Bewegung. Dieser Riss muss geheilt werden, bevor er zu tief wird.

Lässt er sich denn noch heilen?

Ja, und zwar indem man den Blick auf das richtet, was zwischen den Extremen der anthropozentrischen Degradierung der Natur zu einer blossen Ressource und der ökozentrischen Vergötterung der Natur liegt. Dazwischen liegt der ästhetische Umgang mit der Natur. In diesem ästhetisch-ökozentrischen Umgang erscheint die Natur nicht als Ressource, die man abgreift, sondern als Gegenüber, das einem zu fühlen und zu denken gibt und dem man selbst auch etwas schuldet. Naturästhetische Resonanz erfordert ein Leben im Einklang mit der Natur. Das ist nicht bloss eine hehre Idee, ein edles Gefühl, sondern verlangt, ganz praktisch, dass man anders lebt – anders wohnt, anders arbeitet, sich anders ernährt und sich anders fortbewegt.

In Ihrem Buch sprechen Sie auch von der Heiligkeit der Natur und von Natur als Heimat.

Das stimmt, wir erstellen in unserem Buch eine Art Landkarte aller wichtigen Naturschutzargumente und machen uns nicht nur für ästhetische Resonanz mit schöner Natur im engeren Sinne stark, sondern auch für spirituelle Resonanz mit der als heilig empfundenen Natur und für biografische Resonanz dort, wo Natur Menschen Heimat ist. Das kann je nach Fall praktisch auf das Gleiche hinauslaufen oder aber auch auf etwas anderes.

Texte des Schriftstellers Peter Kurzeck bilden die Grundlage aller Kapitel. Was zeichnet seine Texte aus, und wieso braucht die Natur-ethik Literatur?

Peter Kurzeck feiert in seinem Werk die Natur und wirbt damit implizit für deren Erhalt. Er tut dies mit den Mitteln der Literatur, das heisst nicht nur sagend, sondern auch plastisch zeigend, voller Erfahrung und Gefühl. Er vergegenwärtigt prägnant, was für uns mit dem Verlust der Natur auf dem Spiel steht. Wodurch es sich in seiner Selbstevidenz offenbaren kann und ohne dass man dazu

extra den moralischen Zeigefinger erheben müsste. Wir dagegen in der Philosophie können die Schönheit der Natur nur diskursiv ausbuchstabieren und ihre Bedeutung «anbegründen». Es fehlt also etwas Wesentliches. Deswegen muss die Philosophie in Sachen Natur mit der Literatur zusammenarbeiten.

Welche literarischen Mittel setzt Kurzeck bei seiner Feier der Natur ein?

Erstens montiert er Vorher-Nachher-Bilder der Natur in scharfem Kontrast zueinander. Zweitens bringt er das positive, lebendige, reiche Vorher durch eine Personifikation der Natur zum Leuchten. Drittens steigert er das negative, tote, eintönige Nachher ins Groteske. Und viertens liefert er auch noch ein Narrativ der Verselbständigung der Zweckrationalität und Gewinnmacherei wider alle Vernunft, der rationalen und kapitalistischen Zurichtung der Welt. Ein Narrativ, welches verständlich macht, wie es geschehen konnte, dass wir heute «zu viel von allem und dabei nie genug» haben, dass «vorher etwas richtig war» und «dann wird es schlechter gemacht».

Welche Rolle spielen dabei Emotionen?

Die Rettung des Reichtums der Welt läuft bei Kurzeck vorwiegend über den Weg des Gefühls – freilich nicht im Sinne einer blinden Empfindung, sondern verstanden als tiefbewegtes «Be-Greifen». Was es heute braucht, das meine auch ich, ist nicht unbedingt mehr «Wissen, dass» über den Zustand der Natur. Wir wissen darüber schon mehr als genug. Was es vielmehr braucht, damit wir endlich anders mit der Natur umgehen, ist ein Wandel des Herzens, «a change of heart». Wie sagt Rilke das so schön beim Anblick eines archaischen Torsos von Apollo: «Du musst dein Leben ändern.»

Mehr Herz und weniger Verstand?

Unser wissenschaftliches Zeitalter überschätzt das explizite «Sagen, dass» und unterschätzt das direkte Zeigen. Es überschätzt den Diskurs und unterschätzt die Evokation. Es überschätzt den Verstand und unterschätzt das Gefühl. Das Herz hat nämlich, wie der französische Denker Pascal im 17. Jahrhundert feststellte, seine Gründe, von denen der Verstand nichts weiss. Zwar ist in Zeiten



Angelika Krebs, Foto Oliver Hochstrasser, Universität Basel

von Fake News, Verschwörungstheorien und zunehmender Respektlosigkeit gegenüber den Traditionen und Institutionen des Wissens unbedingt die Vernunft hochzuhalten. Doch Vernunft und wissenschaftliche Rationalität sind zwei Paar Stiefel. Die Vernunft sieht das Ganze. Sie schaut auf alle Facetten eines Problems und bemüht dabei neben dem Verstand auch das Gefühl.

Das Gefühlsleben der Igel, das Kurzeck zeigt, ist beeindruckend. Natur ist für ihn kein Es, sondern ein Du. Ist diese Personifikation der Natur nicht gefährlich?

Natürlich darf man die Tiere nicht über Gebühr vermenschlichen. Trotzdem sind sie keine Maschinen, wie noch Descartes glaubte. Man sollte sich ihnen epistemisch auch von der menschlichen Seite aus nähern, also anthropomorph, und nicht nur technomorph. Und dann muss man schauen, wie weit man damit kommt. Da bin ich ganz d'accord mit dem Affenforscher Frans de Waal. Etwas ganz anderes ist es, wenn man die unbelebte Natur, einen drohenden Felszacken zum Beispiel, in der ästhetischen Betrachtung als ein Du mit Gefühlen erlebt. Das ist dann nicht wörtlich zu verstehen, sondern als Ausdruck der besonderen dialogischen Phänomenologie der menschlichen ästhetischen Erfahrung.

Wie müssen wir kommunizieren, um die Menschen zu erreichen?

Die in den Medien übliche Fixierung auf den instrumentellen Wert der Natur, auf austauschbare Quantitäten, auf Nutz- und Geldwerte, muss gebrochen werden. Wie soll man den Geruch von Heu in Geld umrechnen, fragte Kurzeck einmal rhetorisch. Gebrochen werden muss aber auch die Vorherrschaft von Angstinduktion. Zwar müssten wir wirklich alle viel mehr Angst haben und viel mehr Vorsicht walten lassen, wenn es um die Zukunft geht. Das hat schon früh, nämlich 1979, Hans Jonas in seinem Klassiker «Das Prinzip Verantwortung» erkannt und eine sogenannte Heuristik der Furcht gefordert, den Vorrang der schlechtesten Prognose. Doch ist neben der Bedeutung der Angst die Bedeutung der Liebe zur Natur zu betonen und neben dem instrumentellen Wert der Natur ihr Eigenwert in einem erfüllten menschlichen Leben. Das Herz braucht seine Gründe. Und die finden sich nirgendwo so gut wie in Literatur und Kunst. Statistiken vermögen uns selten tiefe Einsichten zu verschaffen und uns zu bewegen. Das jedenfalls ist die Überzeugung, aus der heraus wir das Igelbuch geschrieben haben. ●

Das Interview wurde schriftlich geführt.

> **PROF. DR. ANGELIKA KREBS** forscht und lehrt am Philosophischen Seminar der Universität Basel. Ihre Schwerpunkte liegen in der politischen Philosophie, der (angewandten) Ethik sowie in der Philosophie der Gefühle und der Ästhetik. >> Kontakt angelika.krebs@unibas.ch

Die «Bestien» der städtischen Biodiversität

Stadtnatur wird meist als wohltuend und wünschenswert wahrgenommen. Einige Arten allerdings rufen weniger positive Emotionen hervor. Es ist wichtig, auch über diese städtische Natur zu kommunizieren, die nicht oder kaum erwünscht ist, aber dennoch unser Interesse verdient.

VON JOËLLE SALOMON CAVIN, ANNE FREITAG UND TIMOTHÉE BRÜTSCH

Bunte Schmetterlinge, zwitschernde Vögel und majestätische Bäume direkt vor der Haustüre machen Freude oder wirken tröstend und beruhigend. Ebenfalls zur städtischen Biodiversität gehören Ratten, Bettwanzen und invasive Ameisen. Ihnen möchte man lieber nicht begegnen – vor allem nicht in den eigenen vier Wänden.

Ekel und Angst

Bei einer Begegnung mit den ungeliebten Tieren der Stadt fühlen viele Menschen Ekel und Angst. Ekel ist eine instinktive Reaktion auf Lebewesen, die mit Schmutz in Verbindung gebracht oder gar als solcher wahrgenommen werden: Vor allem Ratten, Schaben und Kakerlaken assoziieren wir mit Abfall, Mülltonnen, Kanalisation und mangelnder Hygiene.

Häufig wird Ekel und Abscheu erst durch die Präsenz zahlreicher Individuen ausgelöst oder verstärkt: Ein paar wenige Ameisen in der Küche werden nicht als dramatisch wahrgenommen. Aber wenn Hunderte von ihnen über das Essen wuseln, stellt sich dann doch rasch Ekel ein.

Nicht alle ungeliebten Stadttiere erzeugen gleich viel Angst oder Abscheu. Die oft nicht sehr populären Tauben lösen in der Regel keine Furcht aus. Bettwanzen hingegen definitiv, was auch durchaus nachvollziehbar ist. Dass man nachts im eigenen Bett attackiert und zur Beute eines schwer fassbaren Tieres wird, trägt dazu bei, Angst und Schrecken zu verbreiten.

Erstaunen und Faszination

Findet man Schaben, Ratten, Spinnen oder andere kleine Tiere an einem Ort, an dem man sie nicht erwartet, reagiert man oft überrascht – vor allem, wenn es sich um einen vertrauten Ort handelt. Überraschung ist ein zwiespältiges Gefühl. Sie kann zu Angst führen oder eine einmalige Reaktion sein, wenn man realisiert, dass der kleine Besucher harmlos ist.

Mangelndes Wissen über die Art des entdeckten Lebewesens (Welches Tier ist es? Was macht es in meinem Haus? Ist es gefährlich?) und darüber, wie man mit seiner Anwesenheit umgeht (Muss es beseitigt werden? Was tun?), bewirken, dass die Überraschung zu negativen Gefühlen führt. Das Wissen, dass Silberfischchen kein Zeichen mangelnder Hygiene sondern eher ein Indikator für Feuchtigkeit sind, und dass Spinnen praktisch nie Menschen attackieren, sondern vielmehr dabei helfen, andere «unerwünschte» Besucher zu beseitigen, würde uns einen anderen Blick auf diese «Ungeheuer» ermöglichen. Die Überraschung über ihre Entdeckung könnte sogar in Erstaunen oder gar Faszination umschlagen.

Gesunder Respekt

Nicht immer sind die Reaktionen auf diese städtische Fauna negativ. Wer Tauben füttert oder sich für den Tierschutz einsetzt, hat offensichtlich positive Gefühle ihnen gegenüber. Zu diesen Menschen

gehören die Mitglieder des Vereins Zoopolis in Paris, die gegen das Töten von Tauben und Ratten kämpfen und sich für eine friedliche Koexistenz zwischen Stadtbevölkerung und Tieren einsetzen. Der Verein propagierte unter anderem mit einer Plakatkampagne in der Metro den Slogan «Ratten sind nicht unsere Feinde» und stellte dazu eine hübsche rosa-weiße Ratte mit Kussmund in Szene.

Die Idee, den ungeliebten Gästen der Städte eine gewisse Form des Respekts entgegenzubringen, ist zwar lobenswert. Sie darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass einige Organismen gesundheitliche Probleme verursachen können: Ratten in einer Wohnung frei leben oder zahlreiche Tauben auf dem Balkon nisten zu lassen, ist nicht ratsam. Hinzu kommt, dass nicht alle unerwünschten Tiere Mitgefühl hervorrufen. Bei Ratten und Tauben mag dies so sein, bei Bettwanzen und Kakerlaken eher nicht.

Emotionen als Motivation für Entdeckungen

Obwohl negative und unangenehme Emotionen zweifellos die instinktivsten und unmittelbarsten Reaktionen sind, ist die Palette der Gefühle, die diesen kleinen «Biestern» entgegengebracht werden, breit und kontrastreich. Je nach Kontext kann ein und dieselbe Tierart diametral entgegengesetzte Gefühle hervorrufen. Man mag von der Flinkheit und den hübschen Schnurrhaaren einer Ratte fasziniert sein, wenn sie über den sonnigen Rasen eines Parks läuft. Aber sobald sie sich vermehrt und vor allem in Wohnungsnähe oder in einem engen, schlecht beleuchteten Durchgang unterwegs ist, löst sie Furcht und Ekel aus.

Die Ausstellung «Indésirables!? Les animaux mal-aimés de la ville» im Palais de Rumine in Lausanne (bis 3. Juli 2023) und das populärwissenschaftliche Begleitbuch (Salomon Cavin 2022) beschäftigen sich mit den Emotionen und Gefühlen, die diese «andere urbane Natur» auslöst. Die gängigen emotionalen Beziehungen zu diesen Arten, die Teil der städtischen Natur sind, werden hinterfragt, ohne aber weltfremd zu sein. Vielleicht ertappen sich die Besucherinnen und Besucher dabei, wie sie die kupferfarbenen Reflexe auf dem Panzer einer Schabe in Nahaufnahme bewundern, wie sie über komische Situationen lachen, die manche Stadtbewohnerinnen und



bewohner mit den tierischen Nachbarn erleben, oder wie sie die Grausamkeit mancher Fallen schockiert. Man kann sich aber auch davon begeistern lassen, welchen wichtigen Beitrag Ratten zur Regulierung der Abfälle in den Städten leisten. Brooke Borel (2016) schreibt treffend in ihrem Buch über Bettwanzen: «Nutzen wir Neugier und Angst als Motivation für Entdeckungen!» •

> **DR. JOËLLE SALOMON CAVIN** ist Lehr- und Forschungsbeauftragte am Institut für Geografie und Nachhaltigkeit der Universität Lausanne. **ANNE FREITAG** arbeitet als Konservatorin am Muséum cantonal des sciences naturelles in Lausanne. **TIMOTHÉE BRÜTSCH** ist Wissenschaftsvermittler bei der Agentur «Communication in Science» >> Weitere Informationen www.indesirables.ch >>> Literatur biodiversity.scnat.ch/hotspot >>> Kontakt Joelle.SalomonCavin@unil.ch



Worte wecken Emotionen

Mit dem Begriff «Biodiversität» ist ein Paradigma entstanden, das mit spezifischen Denk- und Sprachstilen transformative Erzählungen gestaltet. Es ist wichtig, die vielschichtigen emotionalen Dimensionen von Biodiversität zu erkennen. Dazu braucht es einen stärkeren Einbezug der kulturellen Diskurse. VON CLAUDIA KELLER

Im Jahr 1986 suchte der Biologe Walter R. Rosen im Rahmen einer grossen Tagung zur biologischen Vielfalt in Washington DC nach einem prägnanten Stichwort. Dabei «erfand» er den Begriff «Biodiversität» (vgl. hierzu Sarkar 2021). Rückblickend formuliert Rosen in einem Gespräch mit dem Historiker David Takacs (1996), welche Idee er damit verbunden hat: «Man muss nur das (logische) aus dem (biologischen) herausnehmen.» Und er ergänzte: «Das Logische aus etwas herauszunehmen, das eigentlich Wissenschaft sein sollte, ist ein ziemlicher Widerspruch in sich, oder? Und doch – vielleicht werde ich deshalb ungeduldig mit der Akademie, weil sie immer so logisch ist, so dass kein Platz für Emotionen, kein Platz für den Geist [Spirit] zu sein scheint.» Biodiversität ist also das, was man mit Ludwik Fleck als die «Entstehung einer wissenschaftlichen Tatsache» bezeichnen kann: Eine Gruppe von Wissenschaftlern – ein Denkkollektiv – bringt sich gemeinsam in eine Stimmung, in der dann bestimmte Begriffe entstehen, die sehr viel mehr implizieren als den Gegenstand, den sie bezeichnen.

Allgegenwärtige Emotionen

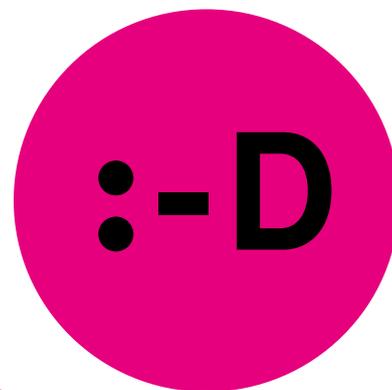
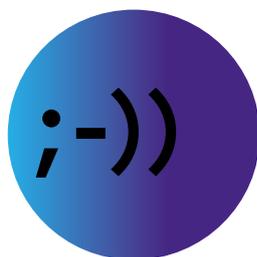
Mit Biodiversität wird einerseits ein «Gegenstand» bezeichnet, andererseits handelt es sich um einen Begriff, der keinesfalls neutral ist: «Biodiversität» ist ein Konzept, dem ein ökologischer, ökonomischer, ethischer, ästhetischer und affektiver Wert zugeschrieben wird. Daher wird mit Biodiversität auch – mehr oder weniger explizit – stets das Anliegen verbunden, die Vielfalt des Lebens auf unserem Planeten zu bewahren. David Takacs (1996) bringt das mit dem Konzept verbundene Anliegen auf den Punkt: «Naturschutzbiologen haben den Begriff (Biodiversität) geschaffen und verbreitet, um das Terrain Ihrer mentalen Landkarte zu verändern, indem sie davon ausgingen, dass Sie die Natur anders betrachten und bewerten würden, wenn Sie sie anders konzipieren würden.» Mit dem Begriff «Biodiversität» wird ganz grundsätzlich die Trennung von Logik und Emotion in Frage gestellt, um einen transformativen Wandel zu erreichen.

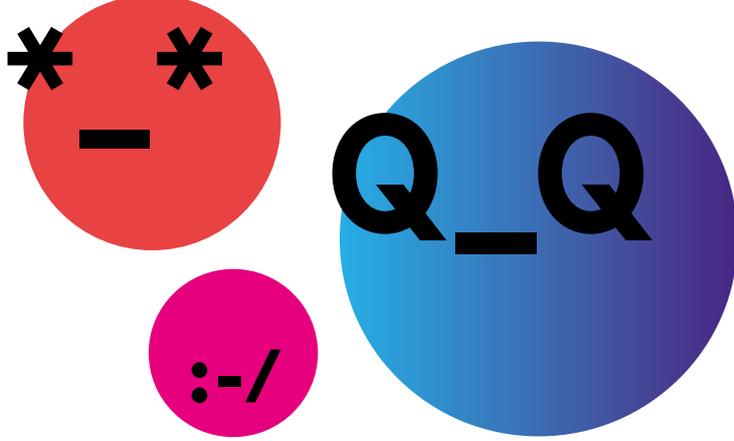
In den 1990er-Jahren und darüber hinaus wurde die Debatte rund um Biodiversität besonders emotional geführt und mit starken Metaphern ausgestattet – Reed Noss etwa sprach von Biologen als «Soldaten», die die Verpflichtung hätten, die von einem «Krieg» angegriffene Natur zu verteidigen. In jüngerer Zeit sind eher ökonomische Argumentationen in den Vordergrund getreten, was vor allem die Omnipresenz der Rede von den «Ökosystemleistungen» zeigt. Diese Fokussierung auf die instrumentellen Werte hat vielfach Kritik erfahren (z. B. Bekessy et al. 2018), u. a. auch, weil sie allein auf die (logische) Ebene zielen und die emotionalen Seiten, wie Rosen sie einforderte, ausblendet.

Zunehmend wird daher wieder die Forderung laut, Anliegen für die Biodiversität emotionaler zu kommunizieren (Batavia et al. 2021), womit dann oft gemeint ist, dass der Fokus auf die Schönheit der Vielfalt oder auf die von positiven Erfahrungen genährte Liebe zur Natur gelegt wird. Diese Trennung von rationalem und emotionalem Zugang greift jedoch zu kurz. Um den berühmten Satz von Paul Watzlawick etwas abzuändern: Man kann nicht nicht emotional kommunizieren. Jeder Begriff ist mit Affekten und Emotionen verbunden, auch wenn er scheinbar logisch, faktenbasiert und damit neutral daherkommt.

Sprachliche Nuancen mit weitreichenden Folgen

Bernhard Pötter (2022) forderte in der taz, nicht von «Biodiversitätsverlust» oder «Artensterben» zu sprechen, sondern Begriffe zu wählen, die Zusammenhänge benennen: «Was wir mit unserer Landwirtschaft vorantreiben, ist Artenmord. Es gibt keinen Waldverlust. Was wir planen und umsetzen, ist grossflächige Biotopverwüstung.» Er kritisiert, dass im Zusammenhang ökologischer Krisen oft





Formulierungen verwendet werden, die natürliche Prozesse suggerieren, wo es doch eigentlich um konkretes menschliches Handeln geht. Interessant dabei ist, dass Pötter einerseits «korrektere» Begriffe einfordert, diese jedoch gleichzeitig viel drastischere Bilder hervorrufen, wiederum ganz ähnlich wie im angeführten Beispiel von Reed Noss. Der Vergleich zwischen Artensterben und Artenmord zeigt bereits, wie stark sich eine Sache wandelt, je nach dem welches Framing man auf sie anwendet, d. h. welche Perspektive man einnimmt.

Aber auch «wissenschaftliche» Begriffe haben beileibe nicht immer den Anschein, «neutral» zu sein, wie das Beispiel «invasive» Arten zeigt: Diese ebenfalls aus dem Bereich des Krieges stammende Metapher schreibt bestimmten Arten eine «böse» Absicht zu und zielt darauf, dass wir negative Emotionen damit verbinden. Hier findet die Verschleierung nicht durch vermeintliche emotionale Neutralisierung statt, sondern dadurch, dass ein natürlicher Vorgang an einem neuen Ort (die Ausbreitung einer Art) negativ dargestellt wird, anstatt auf die menschlich herbeigeführten Bedingungen (z. B. die Einführung von Arten) zu fokussieren.

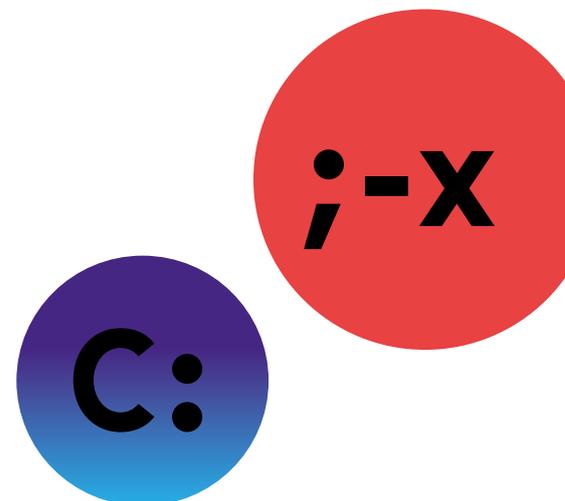
Auffällig ist zudem, dass im ökologischen Diskurs oftmals Vorgänge, die – je nach Intensität oder Kontext – für die Biodiversität durchaus förderlich sein können, mit negativen Begriffen bezeichnet werden: als «Störungen», «Verbiss», «Trittschäden». Die emotionale Wirkung solcher Begriffe macht es schwer, hier die Perspektive zu wechseln und zu sehen, dass beispielsweise «Trittschäden» für boden-nistende Wildbienen auch «Trittchancen» sind. Es ist von zentraler Bedeutung, dass diese sprachlichen Nuancen mehr Berücksichtigung finden, wenn über Biodiversität gesprochen wird.

Mehr kritische Reflexion

Bereits diese wenigen Beispiele zeigen, dass es zwar wichtig ist, die Kommunikation von «Fakten» durch eine sinnlichere und emotionalere, und vor allem auch durch positivere Elemente zu ergänzen (de Lange et al. 2022). Zentral scheint mir jedoch vor allem, dass erstens die vermeintliche Trennung zwischen rationaler Wissenschaft und emotionaler Kommunikation revidiert wird. Obwohl wir kulturell eingeübt haben, dass Wissenschaft logisch und nicht emotional ist und deren Begriffe daher eine emotionale Immunisierung erlebt haben, so geht auch diese mit bestimmten Affektlogiken einher – also Strukturen, in denen Denken und Fühlen miteinander verbunden sind –, die kritisch reflektiert werden sollten. Von grosser Bedeutung scheint mir zweitens auch zu sein, dass im Sprechen über Biodiversität die Wichtigkeit von Emotionen anerkannt wird, jedoch nicht mit der vereinfachten Prämisse, dass

die Menschen positiv von der Natur berührt werden müssen, um sie zum Biodiversitätsschutz zu bewegen. Die Neugestaltung unserer mentalen Karten, die der Biodiversitätsbegriff verspricht, gelingt wohl nicht allein dadurch, dass Biodiversität mit positiven Emotionen wie Freude an der Schönheit, Sorge um ihre Fragilität oder Dankbarkeit für ihren Nutzen verbunden wird. Denn es gibt keine direkte Verbindung zwischen der Natur und der menschlichen Reaktion; welche Emotionen wir wie erleben, ist ebenso vom historischen, sozialen und kulturellen Kontext geprägt wie die Frage, ob wir etwas als emotional oder rational bezeichnen.

Wichtiger scheint mir daher ein vertieftes Verständnis der vielschichtigen emotionalen Dimensionen von Biodiversität, gerade auch derjenigen, die nicht so offensichtlich und komplexer sind. Denn Emotionen verweisen oftmals auf ältere, bisweilen archaische Zeitschichten – wie etwa die lang tradierte Angst vor dem Wolf. Ihre impliziten Wirkungen in der heutigen Zeit können nur verändert werden, indem sie in sorgfältigen Analysen sichtbar gemacht und reflektiert werden. Dazu braucht es einen stärkeren Einbezug der kulturellen Diskurse zu Biodiversität, in denen eine Vielfalt an Emotionen zum Ausdruck kommt und der Umgang mit Emotionen in der ganzen Komplexität und Ambivalenz, wie es das Verhältnis von Mensch und Natur erfordert, verhandelt wird. •



> DR. CLAUDIA KELLER ist Oberassistentin am Deutschen Seminar der Universität Zürich. Sie ist unter anderem Mitglied des wissenschaftlichen Beirats beim Forum Biodiversität Schweiz. In ihrem Forschungsprojekt «Vielfalt erzählen» beschäftigt sie sich mit Biodiversität als Paradigma der Transformation in Wissenschaft und Literatur. >> Literatur biodiversity.scnat.ch/hotspot >>> Kontakt claudia.keller@ds.uzh.ch

Was der Biodiversitätsverlust bei Menschen auslöst

Während die psychischen Folgen der Klimakrise seit einigen Jahren erforscht werden, sind jene des Biodiversitätsverlusts weitgehend unbekannt. Weil die Biodiversitätskrise für Laien weniger gut wahrnehmbar ist, sind der empirischen Forschung enge Grenzen gesetzt. VON NICOLE BAUER

Es gibt zahlreiche Hinweise darauf, dass der Kontakt mit «Natur» oder Vegetation als förderlich für das psychische Wohlbefinden, die Stressreduktion und die Erholung von kognitiver Ermüdung ist. Studien, die explizit Biodiversität und ihren Einfluss auf den Menschen untersuchen, sind dagegen weitaus seltener und kommen zu unterschiedlichen Ergebnissen (z. B. Martens et al. 2011, Hussain et al. 2019). So gibt es beispielsweise einen (schwachen) Zusammenhang zwischen der Anzahl verschiedener Pflanzenarten im eigenen Garten und dem Wohlbefinden (Young et al. 2020), und Methorst et al. (2021) berichten von einem positiven Zusammenhang zwischen der Anzahl Vogelarten (als Indikator für Biodiversität) und der selbstberichteten Lebenszufriedenheit in zahlreichen europäischen Ländern. Es ist aber möglich, dass in anderen Settings und bei anderen Aktivitäten die Artenvielfalt keinen Einfluss hat, weil sie gar nicht wahrgenommen wird oder werden kann.

Hürden der Forschung

Basierend auf den bisherigen Erkenntnissen könnte man mutmassen, dass ein Verlust von vielfältiger Natur zumindest unter bestimmten Bedingungen (Wahrnehmbarkeit und Relevanz) zu einer Reduktion der mit der Natur verbundenen positiven Einflüsse führen könnte. Allerdings wird in der sozialwissenschaftlichen Forschung fast ausschliesslich der Zusammenhang zwischen vielfältiger Natur und Wohlbefinden, nicht aber der Effekt des Biodiversitätsverlusts auf das Wohlbefinden des Menschen thematisiert. Der empirischen Erforschung sind enge Grenzen gesetzt, weil der Rückgang der Biodiversität in der Regel schleichend erfolgt und für Laien oftmals nicht erkennbar ist. Auch Untersuchungen darüber, wie sich die Überbauung von Gärten oder anderen nutzbaren Grünflächen im

Siedlungsraum psychisch auswirkt, können nur bedingt herangezogen werden. Denn neben dem Wegfall des Naturkontaktes und der Vielfalt der Natur spielen auch weitere Dimensionen wie der Wegfall der mit dem Garten verbundenen sozialen Kontakte eine wesentliche Rolle bei den Reaktionen (Young und Bauer 2022).

Ganz anders der Klimawandel: Seine Folgen sind direkt erlebbar geworden, z. B. in Form von extremen Wetterereignissen mit gravierenden Folgen für die Gesellschaft. Die Biodiversitätskrise wird dagegen vor allem medial vermittelt. Insofern müsste die Erforschung des Biodiversitätsverlustes auf das Wohlbefinden des Menschen sich zuerst der «Bewusstheit der Biodiversitätskrise» widmen, bevor Aussagen zu den entsprechenden Folgen des Biodiversitätsverlustes möglich sind.

Eine Umfrage hat gezeigt, dass insgesamt knapp drei Viertel (74 %) der Schweizer Bevölkerung den Begriff «Biodiversität» schon einmal gehört oder gelesen haben (gfs 2016). Rund 80 % konnten den Begriff auch mehr oder weniger richtig umschreiben. In der Schweiz wird auch das Wissen der Bevölkerung zum Artenrückgang in regelmässigen Abständen erhoben, beispielsweise im «Waldmonitoring Soziokulturell» (Hegetschweiler et al. 2022). Der Anteil der Bevölkerung, welche der Meinung ist, die Artenvielfalt habe abgenommen, war mit rund 78 % im Jahr 2020 grösser als 2010 und ähnlich wie bei der Befragung von 1997, so dass man davon ausgehen kann, dass es in der Schweiz aktuell eine gewisse Sensibilität für das Thema gibt.

Ich nehme an, dass – sofern der Rückgang der Biodiversität wahrgenommen und als relevant erachtet wird – die emotionalen Reaktionen auf diesen ähnlich sind wie jene, die vom Klimawandel ausgelöst werden (können). Neben der Angst, die bisher am häufigsten erforscht wird, können dies auch Trauer, Kummer oder Gefühle von Hilflosigkeit oder Wut sein.

Motivierende und lähmende Ängste

International wird die Sorge um die sich stark verändernde Umwelt unter dem Label der «eco anxiety» beschrieben (Kurth und Pihkala 2022). Allerdings geht es dabei (meist) nicht explizit um den Biodiversitätsverlust. Der Begriff wird unterschieden in existenzielle und praktische «eco anxiety». Während erstere eher lähmend wirkt, kann man letztere als eine Emotion beschreiben, die den Menschen für schwerwiegende Entscheidungen sensibilisiert und zu einem Verhalten führt, das hilft, Umweltprobleme anzugehen.

Sehr ähnlich wird dies für die «climate anxiety» oder Klimaangst beschrieben, d. h. die Angst vor den Folgen des Klimawandels. Diese wird seit ca. fünf Jahren erforscht, wobei zwischen drei verschiedenen Spielarten der Angst unterschieden wird (Clayton et al. 2020).





Für lange Zeit der letzte Bär in der Schweiz (1904, Val S-charl).

Quelle KEYSTONE Sabine Dreher Collection



- › Die erste Facette umfasst eine Angst, die eine motivierende Funktion hat. Die Menschen haben eine zukunftsorientierte Grundhaltung, die sie dazu bewegt, sich angemessen mit der nahenden Bedrohung auseinanderzusetzen, sich auf sie vorzubereiten und zu versuchen, die Situation zu verändern.
- › Die zweite Dimension wird als Assimilation bezeichnet. Dabei geht es um das Flüchten aus der Situation und aus der Angst. Die Menschen erleben Angst vor der Klimakrise und ihren Folgen, wollen sich aber nicht damit beschäftigen. Langfristig führt die Assimilation dazu, dass sich der Zustand der Umwelt weiter verschlechtert.
- › Die dritte Dimension zeigt die pathologische Form von Klimaangst, bei der die Angst unkontrollierbar geworden ist. Sie lässt sich durch Symptome charakterisieren, die ähnlich sind wie bei einer Angststörung, bei der man sich Unterstützung suchen sollte. Wichtig ist bei der Beschäftigung mit der Klimaangst oder anderen Formen der emotionalen Reaktion auf eine sich stark verändernde Umwelt, dass der Fokus auf das Empfinden des Einzelnen nicht die Aufmerksamkeit von der gesellschaftlichen Beschäftigung mit den Umweltproblemen und der Suche nach Lösungen ablenkt, die erforderlich ist, um dem Klimawandel und anderen Krisen zu begegnen. ●



› **DR. NICOLE BAUER** ist Umweltpsychologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Eidg. Forschungsanstalt WSL. Sie forscht zu den Auswirkungen des Naturerlebens auf Wohlbefinden und Gesundheit.
 ›› Literatur biodiversity.scnat.ch/hotspot ›› Kontakt nicole.bauer@wsl.ch

Warum Emotionalität in der Wissenschaft wichtig ist

Eine Feldforschung ohne Gefühle gibt es nicht. In ihren Forschungsmemoiren setzen sich Primatologinnen und Primatologen damit auseinander, weshalb Emotionalität für die wissenschaftliche Forschung mit und über Tiere nicht nur unvermeidlich, sondern unabdingbar ist. VON MIRA SHAH

An einem heissen Tag in den 1970er-Jahren sitzt die Anthropologin Shirley C. Strum in der kenianischen Savanne und beobachtet einen Trupp Paviane. Auf einmal spürt sie eine leichte Berührung an ihrem Rücken. Als sie sich abrupt umdreht, erschreckt sie das Pavianjungtier Robin, das sich gerade daran gemacht hat, die Forscherin zu «groomen». Strum ist einerseits gerührt von der intimen Geste, mit der Robin sie als Pavian und Vertraute behandelt. Andererseits ist sie entsetzt darüber, es zugelassen zu haben, dass die Tiere sie als eine von ihnen wahrnehmen und die Grenze zwischen Tier und Mensch – vor allem aber zwischen Untersuchungsobjekt und Forscherin – in diesem Moment gefallen ist. Sie sorgt sich um ihre eigene Sicherheit, aber auch um ihre wissenschaftliche Integrität. Zugleich kann sie nicht anders als darüber staunen, welches Vertrauen ihr das Affenkind und mit ihm die ganze Paviantruppe offensichtlich entgegenbringt. Die Affen dulden die Forscherin nicht nur in ihrer Mitte, sondern berühren und akzeptieren sie sogar.

Unnötige Abwertung von Emotionalität

Das affektive Gemisch aus Erschrecken, Sorge, Freude, Rührung und Staunen regte Strum zu einer Auseinandersetzung damit an, was die Feldforschung mit der Primatologin macht, insbesondere welche Rolle Emotionalität in der Forschung spielt. In ihren Forschungsmemoiren «Almost Human» (1987) spricht sie davon, die Paviane hätten ihr beigebracht, dass Emotionen in der Wissenschaft einen Platz haben können. Emotionen gefährden nicht – wie sie in ihrer Ausbildung gelernt und wie sie als Haltung mit ins Feld genommen hatte – die wissenschaftliche Objektivität, sondern kommen der Forschung zu gute oder können sogar für diese unmittelbar notwendig sein.

Strum ist mit dieser Erkenntnis nicht allein. Ob die berühmte Schimpansenforscherin Jane Goodall, die so populäre wie berüchtigte Gorillaforscherin Dian Fossey oder der Pavianforscher Robert Sapolsky – viele Primatologinnen und Primatologen stellen in der Arbeit mit Affen fest, dass ihre Forschung emotional ist. Eigentlich sollte dies nicht verwunderlich sein: Affen sind emotionale und emotionalisierende Wesen. Emotionalität hat, wie das ergiebige Feld der Emotionsforschung seit Charles Darwins «The Expressions of the Emotions in Man and Animals» (1872) in vielen Facetten zeigt, auch für den menschlichen Affen einen evolutionär verankerten Zweck (Kappelhoff et al. 2019): Sie dient der Evaluierung von und der Reaktion auf Umwelt und Mitmenschen. Sie kann lebenswichtig sein und hilft uns, Entscheidungen zu treffen. Wir können sie sogar in ganz unterschiedlichen Formen geniessen (de Sousa 1987; Döring 2011). Ein starkes Dogma moderner Wissenschaft ist jedoch ein Objektivitätsgebot, in dem Emotionalität als Zeichen von Subjektivität und Beeinträchtigung betrachtet und daher abgewertet wird. Lange blieb die noch in der Frühen Neuzeit wohlbekannte Erkenntnisqualität von Gefühlen durch eine Wissenschaftsnorm verdrängt, die um einen idealistisch neutralen, meist männlich konzipierten Protagonisten herum gelagert schien (Fisher 2001; Barbalet 2009; Daston/Galison 2007).

Ohne Biophilie keine Feldforschung

Die professionalisierte Affenforschung im Feld entdeckt jedoch seit Mitte des 20. Jahrhunderts, dass es ohne Emotionen nicht geht: Forschende müssen ein biophiles Interesse mitbringen, d. h. eine Liebe zu allem Lebendigen, um Tiere in der freien Wildbahn beobachten zu wollen (Wilson 1984). Sie müssen ihr Vertrauen gewinnen, damit sich die Tiere von ihnen beobachten lassen. Sie müssen Individuen unterscheiden können und Situationen und Verhalten einschätzen und bewerten lernen. All dies erfordert Empathie und andere Formen der Emotionalität. Hinzu kommt noch all das, was die Feldforschung als anstrengende, häufig abgelegene und einsame wissenschaftliche Arbeit an weiteren Affekten mit sich bringt (Davies 2010). Es braucht also auch Kenntnis von und einen geschulten Umgang mit dem eigenen affektiven Empfinden, um Wissenschaft in der Feldforschung auszuführen.

Eine Ahnung davon hatte schon der Anthropologe Louis Leakey, der genau aus diesem Grund (und mit dem Vorurteil von einer grösseren «weiblichen» Emotionalität im Kopf) Goodall, Fossey und die Orang-Utan-Forscherin Biruté Galdikas zu den Menschenaffen schickte und als Mentor unterstützte. Er erhoffte sich, dass es diesen drei Frauen aufgrund ihres Geschlechts eher als männlichen Forschenden gelingen würde, einen Zugang zu den Tieren zu finden und von diesen akzeptiert zu werden. Auch aus diesem Grund sahen sich besonders die weiblichen Forschenden dazu aufgefordert, über Emotionalität als Instrument der Forschung nachzudenken und dieses zu erproben. Sie waren deswegen auch häufig der Kritik durch männliche Kollegen ausgesetzt, die eine affektive Nähe und den Fokus auf emotionale Erkenntnismethoden als Beweis für mangelnde wissenschaftliche Befähigung betrachteten. Dabei ist das Austarieren und Sondieren von Emotionalität der kritische Punkt: Sapolsky (2001) berichtet beispielsweise davon, wie er sich aus der Feldforschung ins Labor zurückgezogen habe, weil ihm das Sterben der Paviane zu nahe gegangen sei, weil ihn das Mitfühlen mit wilden Kreaturen, die unter der Allgegenwart des Menschen nicht nur leiden, sondern verschwinden, überfordert habe.

Nützliche Vielfalt von Emotionalität

Für viele Forschende ist diese Seite der Empathie und die anthropozäne Melancholie angesichts der akuten Bedrohung ihrer Forschungsspezies und der globalen Biodiversität der Auslöser für eine Bewegung von der Forschung hin zum Artenschutz. Im Zeitalter einer «imperialistischen Nostalgie», wie der Ethnologe Renato Rosaldo die Trauer um den Verlust dessen nennt, was man selbst transformiert oder ausgelöscht hat, wird Affektivität auch zu einer rhetorischen Waffe. So dokumentieren Primatologinnen in ihren Forschungsmemoiren auch die Bedrohungen für die von ihnen untersuchten Affenarten und deren Lebensräume und die starken Emotionen, die für sie damit einhergehen. «Als ich mir das schreckliche Bild, die Grösse unserer Versündigung gegen die Natur, gegen unsere Mitbewesen, [...] klarmachte», schreibt beispielsweise Goodall, «war

ich niedergeschmettert». Sie findet in diesem negativen Affekt – aber auch angesichts positiver Gefühle, die das Vertrauen der Schimpansen auslöst – «den Wille[n] zu kämpfen, bis zum bitteren Ende zu kämpfen» (1991).

In allen Schlusskapiteln der Memoiren, die von einem Leben in der Feldforschung handeln, wird stets eine affektive Rhetorik eingesetzt, um die Leserinnen und Leser zu einem ethischen Handeln zu motivieren: Nicht nur, so Galdikas, sind die Affen «unschuldige Opfer» menschlicher Gier; der Mensch verliert mit den Menschenaffen, die vor allem aufgrund ihrer evolutionären Nähe untersucht werden, auch einen wichtigen Zugang zu sich selbst (1995). Goodall dreht die Schraube noch enger und prophezeit, dass der Mensch seine Humanität verliert, wenn er sich nicht gegen den Verlust der Artenvielfalt stemmt.

Beide Affenforscherinnen lassen ihre Berichte von der Forschung mit und dem Leben unter ihren jeweiligen Affen also mit einem glühenden, emotionalisierten Plädoyer enden: für die Erhaltung der Biodiversität nicht nur zum Wohl der Tiere, Pflanzen und Pilze, sondern auch für uns Menschen. Sie zeigen damit nicht nur die Bedeutung der Biodiversität, sondern auch die Vielfalt von Emotionalität und ihren Nutzen in der wissenschaftlichen Forschung auf. ●

> **DR. MIRA SHAH** ist Kultur- und Literaturwissenschaftlerin und hat sich in ihrer Dissertation «Affe und Affekt» mit der Poetik und Politik der Emotionalität in der Primatologie beschäftigt. Fragen zur Geschichte, Darstellung und Affektivität von Biodiversität bilden einen Fokus ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Poetik, Rhetorik und Ästhetik des Wissens. >> Literatur biodiversity.scnat.ch/hotspot
>>> Kontakt shah@lingua.uni-frankfurt.de



Dr. Jane Goodall mit dem Schimpansen Uruhara im Sweetwaters Sanctuary für verwaiste Schimpansen in Kenia 1996.
Foto ©Michael Neugebauer/Jane Goodall Institute

Hinweis zum Foto: Das Jane Goodall Institut empfiehlt, Interaktionen oder die Nähe zu wilden Tieren zu vermeiden. Dieses «historische» Foto muss in seinem ursprünglichen historischen Kontext betrachtet werden.



Schweizerische Eidgenossenschaft **Bundesamt für Landwirtschaft BLW**
 Confédération suisse
 Confederazione Svizzera
 Confederaziun svizra

«Essen ist etwas Emotionales und eine Möglichkeit, sich der Vielfalt der Natur anzunähern»

Ein Gespräch mit TANIA BRASSEUR von Slow Food Schweiz über die Freude, alte Lebensmittel neu zu entdecken, und über die Menschen, die diese Lebensmittel mit viel Leidenschaft herstellen. INTERVIEW URSULA SCHÖNI

HOTSPOT: In Ihrem Buch «E Guete, Schweiz» kann man lesen, dass Essen für Sie ein Quell der Freude und des Austausches ist. Haben Sie auch Freude an einem Big Mac von McDonalds?

Tania Brasseur: (lacht). Nein. Zum einem, weil mir ein Big Mac nicht schmeckt und zum anderen, weil es sich bei Fastfood um eine Art Nahrung handelt, die mir nicht gefällt. Einen guten Burger esse ich hingegen gelegentlich sehr gern.

Können Sie das ein bisschen erläutern?

Ich arbeite für Slow Food. Das ist eine Bewegung, die sich seit den 1980er-Jahren für gutes, «sauberes» und fair hergestelltes Essen einsetzt. Die Bewegung ist entstanden, nachdem im Zentrum von Rom eine McDonalds-Filiale eröffnet wurde. Slow Food sah sich als Gegenpol zur Standardisierung und Industrialisierung von Nahrung und zur Vernichtung unserer Esskultur. Im Kern handelt es sich also um das Gegenteil von dem, was McDonalds ist und propagiert. Fastfood finde ich auch aus sozialen und aus Umweltgründen problematisch, weil sehr viel Food waste und Abfall generiert wird.

Die zehn typischen Schweizer Produkte, die Sie im Buch beschreiben, haben Sie ausgewählt, weil sie authentisch sind. Warum ist aber Birnel – ein Brotaufstrich aus Birnendicksaft – beispielsweise authentischer als Honig?

Es war sehr schwierig, diese zehn Produkte auszuwählen. Aber Birnel ist schon sehr typisch, den finden Sie nur in der Schweiz. Er kommt aus der Tradition des «Vin cuit» – der mit Wein nichts zu tun hat – und wird mit alten Birnensorten hergestellt, die nicht als Tafelobst gelten, sondern früher angebaut wurden, um daraus Schnaps zu brennen. Deshalb wurde die Produktion von Birnel anfangs der 1920er-Jahre vom Bund auch subventioniert, um einen anderen Markt zu eröffnen. Birnel steht für mich auch für die Biodiversität, weil seine Herstellung eben den Anbau alter Birnensorten fördert.

Wie steht es um die alten Obst- und Gemüsesorten oder auch alten Tierrassen in der Schweiz?

Wenn Sie sich in einem Supermarkt umsehen, finden Sie nur sehr wenige Gemüse- und Obstsorten. Sie wurden ausgewählt, weil sie schöner sind oder weil man sie besser lagern kann. Und vielleicht sind sie auch einfacher zu kultivieren. Heute finden wir nicht nur in der Natur immer weniger Vielfalt, sondern auch in unserem Essen. Das war früher ganz anders. Wir hatten eine riesige Vielfalt an Obst- und Gemüsesorten oder auch alten Tierrassen. Das ist auch historisch bedingt, weil über die transalpinen Handelsrouten nicht nur Waren transportiert, sondern auch kulinarische Bräuche und Zubereitungsarten verbreitet wurden. Die Verschiedenartigkeit der Landschaft führte ausserdem dazu, dass in einem relativ kleinen Land eine grosse Vielfalt an landwirtschaftlichen Produkten hergestellt wurde.





Was müsste geschehen, damit die Bevölkerung diese Vielfalt wieder kennen und schätzen lernt?

Ich glaube, es ist wichtig, die Leute zu informieren. Vielleicht sind ihnen die Unterschiede auch nicht bewusst. Sie sehen im Supermarkt nur eine Rüebli-Sorte und drei Sorten Äpfel. Aber schon nur wenn man auf einen Wochenmarkt geht, findet man eine viel grössere Vielfalt an Obst und Gemüse, die geschmacklich sehr unterschiedlich sind. Und die Leute sollten sich wieder bewusst werden, woher die Lebensmittel kommen, wann im Jahr sie eigentlich verfügbar sind und wer sie wie produziert. Wenn man im ländlichen Raum wohnt, kann man seine Einkäufe womöglich auch direkt im Hofladen eines Bauern machen. Für mich stellt sich wirklich die Frage, wie wir die Konsumentinnen und Konsumenten wieder mit den Leuten zusammenbringen, welche die Lebensmittel produzieren. Und wir müssen uns als Gesellschaft auch fragen, welche Art von Landwirtschaft wir wollen.

Es ist also auch eine demokratiepolitische Frage, die wir aushandeln müssen?

Ja. Und es wäre nicht richtig, die Verantwortung ausschliesslich auf die Konsumentinnen und Konsumenten abzuschieben. Ich glaube, es ist wichtig, diese Zusammenhänge immer wieder zu erklären.

Das Inventar des kulinarischen Erbes der Schweiz führt mehr als 400 Produkte auf, die in der Schweiz hergestellt werden. Auch solche, die ein bisschen «exotisch» sind, wie Sie schreiben. An welche Produkte denken Sie dabei, und welche emotionale Bedeutung haben sie für die Bevölkerung?

Sugus beispielsweise gehört auch zum kulinarischen Erbe der Schweiz. Aber das ist ein industriell hergestelltes Produkt, und um

die geht es mir nicht. Mit «exotisch» meine ich, dass einige traditionellen Produkte total unbekannt sind, beispielsweise der Buttenmost, eine Marmelade aus Hagebutten. Was mir aber bei der Arbeit am Buch «E Guete, Schweiz» aufgefallen ist: Wir kennen vielleicht die Spezialitäten unseres Kantons; aber schon nur diejenigen aus dem Nachbarkanton kennen wir nicht mehr zwingend.

Diese Ausgabe von HOTSPOT befasst sich mit Biodiversität und Emotionen. Für Ihr Buch sind Sie quer durch die Schweiz gereist, haben Produkte von früher neu entdeckt, sich mit ihrer Geschichte beschäftigt und vor allem auch mit den Produzierenden gesprochen. Welchen Emotionen sind Sie auf Ihren Erkundungstouren begegnet?

Da waren die Freude des (Wieder)Entdeckens, sowohl der Produkte als auch der Schweiz, dann auch das Savoir faire der Produzierenden. Es war schön, diese Verbindung herstellen zu können zwischen einem Lebensmittel und der Person, die es hergestellt hat. Essen ist wirklich etwas Emotionales. Es ist eine Möglichkeit, sich der Vielfalt der Natur anzunähern. Und es ist eigentlich auch etwas Intimes. Intim stammt vom Lateinischen «intimus» ab, dem Superlativ von «interior», was wörtlich das Innerste bedeutet. Das Essen, das man einnimmt, ist also etwas, was sehr nahe bei den Menschen ist.

Jetzt haben Sie vor allem von ihren eigenen Emotionen gesprochen. Aber Sie haben sich ja auch mit den Personen unterhalten, die diese Produkte herstellen. Was sind das für Menschen?

Das sind alles Leute, die mit sehr viel Leidenschaft arbeiten. Sie nehmen sich viel Zeit für das, was sie tun. Ich glaube, viele waren sehr überrascht, dass sich eine Städterin für sie interessierte und ihre Geschichte erzählen wollte. Aber ich glaube, sie waren auch froh über dieses Interesse.

Waren sie nur froh oder vielleicht auch ein bisschen stolz?

Ich hoffe sie sind auch stolz. Sie würden das vermutlich selbst so nicht sagen, weil sie alle auch sehr bescheiden sind. Aber es war sicher eine aufrichtige Freude. Dann sind mir aber auch Ärger und Verzweiflung begegnet. Die meisten müssen kämpfen für das, was sie tun. In unserer Landwirtschaft, die auf Intensivierung und Konzentration ausgerichtet ist, ist das Leben für die kleinen Betriebe schwierig geworden.

Und weshalb halten sie dann zum Teil trotzdem an traditionellen und aufwendigen Produktionsmethoden fest, selbst dann noch, wenn Aufwand und Ertrag nicht mehr übereinstimmen?

Ich glaube, da spielt auch eine gewisse Resistenz mit. Eine innere Überzeugung, das Richtige zu tun. Und wissen Sie: Es gibt auch Innovation in dieser Tradition, das darf man nicht vergessen. Diese Leute arbeiten nicht mehr so wie zu Grossvaters Zeiten. Sie lassen Wissen einfließen, das man früher noch nicht hatte, und sind sehr spezialisiert. Bei den Dörrwetschgen gibt es nicht nur dieses eine Produkt, sondern eine ganze Reihe neuer Produkte, die alle mit Produzierenden aus der Region entwickelt wurden: Konfitüren, Chutneys, Würste. Es gibt viel Potenzial für Innovationen.

Wechseln wir noch die Seite von den Produzierenden zu den Konsumentinnen und Konsumenten: Was macht es mit ihnen, wenn sie wissen, dass in die Herstellung gewisser Produkte sehr viel Leidenschaft und Herzblut geflossen ist?

Wenn man die Menschen hinter einem Produkt kennt, weiss, wie viel Arbeit da reingeflossen und in welcher Landschaft die Grundzutaten für ein Lebensmittel gewachsen sind, dann hat man eine andere Beziehung zur Nahrung. Man weiss das Essen wieder mehr zu schätzen und nimmt sich mehr Zeit dafür. Und wenn man Nahrung wertschätzt, hilft das auch gegen Food waste. Sobald das Essen einen Wert hat, wird man es nicht mehr einfach so wegwerfen. Diese Wertschätzung kann man aber auch entwickeln, wenn man seine Einkäufe im Supermarkt tätigt: Auch dort stecken hinter den Rübli Menschen und Arbeit. Nahrung ist für mich ein Mittel, sich auch mit der Natur und der Kultur auseinanderzusetzen.

Wie war das Feedback auf Ihr Buch?

Ich habe auf mein Buch so viele Reaktionen erhalten im Sinne von: Das habe ich als Kind gegessen. Oder: Das hat meine Mutter immer gemacht. Wir sind zwar alle Konsumentinnen und Konsumenten, aber tief in uns drin gibt es auch das Kind, das sich an das Essen von früher erinnert. Ich wünsche mir, dass die Leute nicht nur die ganze Vielfalt an Lebensmitteln neu entdecken, sei es auf den Wochenmärkten oder anderswo, sondern dass sie auch ihre Kinder zum Einkaufen mitbringen und sie beim Kochen mithelfen lassen. Dann entwickeln auch die Kinder schon früh ein Bewusstsein und eine Wertschätzung für Lebensmittel. ●

> **DR. TANIA BRASSEUR** ist Vorstandsmitglied des Vereins Kulinarisches Erbe der Schweiz. Sie arbeitet neben ihrer Tätigkeit als Autorin und Redaktorin für Slow Food Schweiz. Zusammen mit der Köchin Marina Kienast Gobet stellt sie im Buch «E Guete, Schweiz» (Helvetiq Verlag) zehn Lebensmittel mit wichtiger Verbindung zur Schweizer Tradition vor. Ihr neuestes Buch «Absinth – Reise ins Land der grünen Fee» ist kürzlich erschienen.
>> Kontakt tbrasseur@citycable.ch





Schweizerische Eidgenossenschaft **Bundesamt für Umwelt BAFU**
 Confédération suisse
 Confederazione Svizzera
 Confederaziun svizra

ERGEBNISSE AUS DEN NATIONALEN MONITORINGPROGRAMMEN

ARTEN UND LEBENSRAÜME LANDWIRTSCHAFT (ALL-EMA)

Integration externer Datensätze führt zu neuen Erkenntnissen

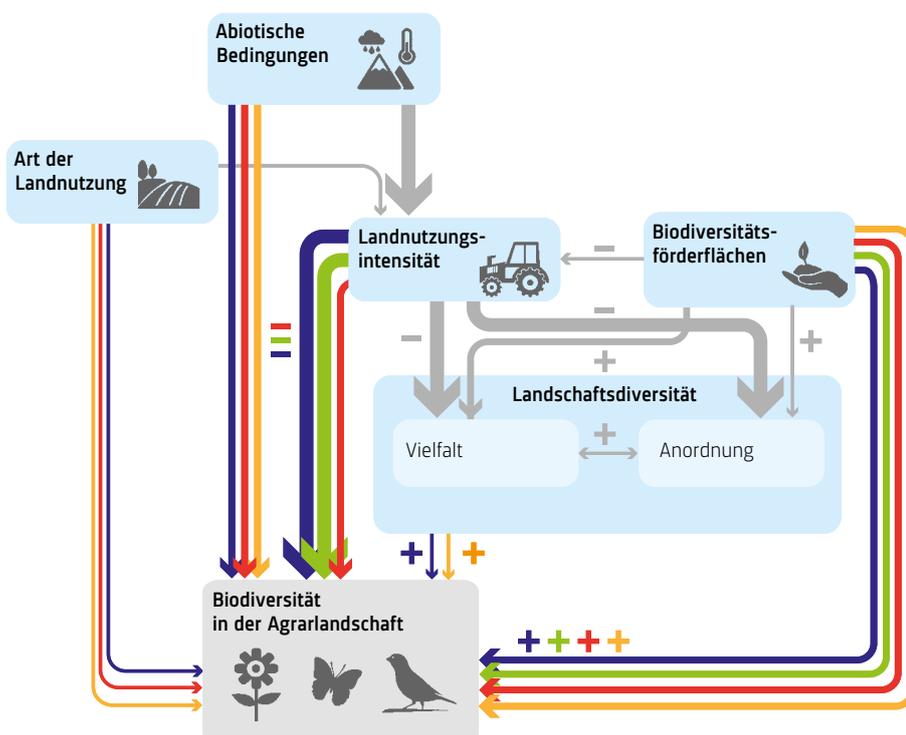
VON CHANTAL HERZOG, ELIANE MEIER, GISELA LÜSCHER UND EVA KNOP

ALL-EMA ist das Biodiversitätsmonitoring für den Schweizer Agrarraum, das seit 2015 von Agroscope im Auftrag des BLW und des BAFU durchgeführt wird. Es erhebt und analysiert Daten für Biodiversitätsindikatoren auf der Ebene der Arten und Lebensräume. Im Rahmen eines Zusatzprojektes wurde zwischen 2020 und 2022 eine Übersicht über externe, frei verfügbare Datensätze erstellt, welche Informationen zu Faktoren beinhalten, die die Biodiversität im Agrarraum direkt oder indirekt beeinflussen können. Die über 30 verschiedenen Datensätze zu Einflussfaktoren wurden in vier thematische Gruppen eingeteilt:

- > Abiotische Bedingungen (z. B. Klima)
- > Art der Landnutzung (z. B. Anteil Acker-, Siedlungs- oder Waldfläche)
- > Landnutzungsintensität (z. B. Einsatz von Pflanzenschutzmitteln)
- > Agrar-Umweltmassnahmen (z. B. Biodiversitätsförderflächen)

Jeder Datensatz wurde hinsichtlich der schweizweiten Abdeckung, der räumlichen und zeitlichen Auflösung sowie dem Informationsgehalt für die Auswertung seiner Effekte auf die Biodiversitätsindikatoren von ALL-EMA überprüft. Die geeigneten Datensätze wurden anschliessend mit den Biodiversitätsindikatoren von ALL-EMA verknüpft und analysiert.

Die Resultate zum Effekt ausgewählter Einflussfaktoren auf die Biodiversität zeigen, dass die in ALL-EMA erfasste Biodiversität in der Agrarlandschaft auf Landschaftsebene (1 km²) durch eine hohe Landnutzungsintensität direkt negativ beeinflusst wird (siehe Grafik; Meier et al. 2022). Abiotische Faktoren bestimmen die Landnutzungsintensität mit und haben damit nicht nur einen direkten, sondern auch einen indirekten Einfluss auf die Biodiversität. Die Ergebnisse verdeutlichen zudem, dass Agrar-Umweltmassnahmen wie BIODI-



- Multitrophischer Artenreichtum
- Ausbreitungslimitierte Pflanzen
- Die Nahrung spezialisierter Tagfalter
- Migrationslimitierte Brutvögel

Das Modell zeigt, wie sich verschiedene Einflussfaktoren direkt (farbige Pfeile) und indirekt (graue Pfeile) auf die Biodiversität in der Agrarlandschaft auswirken können. Die Liniendicke der Pfeile verdeutlicht die Effektstärke der einzelnen Faktoren. Positive Wirkungen sind mit Pluszeichen (+) markiert, negative Wirkungen mit Minuszeichen (-). Vereinfachte Grafik aus: Meier et al. (2022).

versitätsförderflächen und Schutzgebiete helfen können, negative Auswirkungen einer hohen Landnutzungsintensität zumindest teilweise zu kompensieren und so zur Erhaltung und Förderung der Arten- und Lebensraumvielfalt in der Agrarlandschaft beizutragen. Sammlung, Kategorisierung, Beurteilung und Aufbereitung von externen Datensätzen zu biodiversitätsrelevanten Einflussfaktoren bilden nicht nur eine wichtige Grundlage für zukünftige ALL-EMA-Analysen, sondern zeigen auch den Mehrwert einer synergistischen Nutzung verschiedener Datenquellen. Die Verknüpfungen erlauben es, Synergien zwischen den verschiedenen Monitoring- und Statistikprogrammen des Bundes zu erkennen, insbesondere wenn es darum geht, Datenlücken gezielt anzugehen und zu priorisieren. Fördermassnahmen können zudem gezielter auf relevante Einflüsse ausgerichtet und damit effektiver und effizienter gestaltet werden. ●

> **CHANTAL HERZOG, DR. ELIANE MEIER** und **DR. GISELA LÜSCHER** sind wissenschaftliche Mitarbeiterinnen in der Forschungsgruppe Agrarlandschaft und Biodiversität bei Agroscope. Im Rahmen des Monitoringprogramms ALL-EMA untersuchen sie unter anderem, wie die Landnutzung und verschiedene Umweltfaktoren die Biodiversität in der Agrarlandschaft beeinflussen. **PD DR. EVA KNOP** ist Projektleiterin von ALL-EMA sowie Leiterin des Teams Biodiversität-Umwelt-Interaktionen und stellvertretende Forschungsgruppenleiterin bei Agroscope. Sie ist zudem Lehrbeauftragte an der Universität Zürich. >> Literatur biodiversity.scnat.ch/hotspot >>> Weitere Informationen allema.ch >>>> Kontakt eva.knop@agroscope.admin.ch



WIRKUNGSKONTROLLE BIOTOPSCHUTZ SCHWEIZ (WBS)

Veränderung in den Biotopen von nationaler Bedeutung mit Luftbildern frühzeitig erkennen

VON CHRISTIAN GINZLER UND ARIEL BERGAMINI

Im Rahmen der Wirkungskontrolle Biotopschutz Schweiz (WBS) werden unter anderem alle Objekte der nationalen Biotopinventare flächendeckend mittels Luftbildinterpretation untersucht. Die Ersterhebung fand zwischen 2012 und 2017 statt, die Zweiterhebung startete 2018. Als Grundlage für die Luftbildinterpretationen dienen die von swisstopo im Rhythmus von sechs Jahren schweizweit erstellten digitalen Stereo-Luftbilder.

Die Veränderungen, die auf Basis der Luftbilder festgestellt werden können, bilden die Grundlage eines für Bund und Kantone entwickelten Früherkennungssystems. Dieses wurde im Jahr 2020 implementiert und ermöglicht es, Veränderungen frühzeitig zu erkennen,

z. B. wenn Flächen verbuschen (als Folge der Nutzungsaufgabe oder der Austrocknung in Hochmooren) oder Strassen und Gebäude in den Biotopen von nationaler Bedeutung neu gebaut werden.

Für die Erfassung verschiedener Indikatoren (z. B. Deckung der Gehölze und des offenen Bodens oder das Vorhandensein von Infrastrukturelementen) wurde über die Amphibienlaichgebiete, Flachmoore, Hochmoore, Trockenwiesen und -weiden (TWW), alpinen Schwemmebenen und Gletschervorfelder ein Raster von 50 × 50 m gelegt (Abbildung 1). Objekte, die sich in mindestens einem Indikator besonders stark negativ verändert haben, gelten als sogenannte Verdachtsobjekte.

In Flussauen, an Seeufern und in Deltas werden ausschliesslich Formationen (z. B. Hartholzaue, Weichholzaue, gehölzfreie Aue) auf den Luftbildern kartiert. Abbildung 2 zeigt Formationsveränderungen am Beispiel der Aue «Emmenschachen». Objekte, in denen sich die Formationen besonders stark verändert haben, gelten als Verdachtsobjekte, und zwar unabhängig von der Richtung, da bei Auen oft nicht klar ist, welche Veränderungen in einem bestimmten Objekt als negativ, positiv oder neutral anzusehen sind.

Die Wirkungskontrolle Biotopschutz Schweiz liefert mit den Verdachtsobjekten eine wertvolle Hilfestellung an die Kantone. Diese müssen nun vor Ort beurteilen, ob die Veränderungen in einem Objekt wirklich negativ sind.

Bund und Kantone haben via «Virtual Data Center VDC» Zugriff auf das Früherkennungssystem. Dort werden den Kantonen alle zugrundeliegenden Daten zur Verfügung gestellt und die Veränderungen in den Objekten mittels verschiedener Kartenansichten visualisiert. Die Kantone können via Feedback-Formular ihre Einschätzung des Zustandes der Objekte abgeben. ●

Abbildung 1: Über die gesamte Fläche der Objekte wird für die Luftbildinterpretation ein Raster gelegt (50 × 50 m). Gut zu erkennen ist das Vordringen des Waldes (dunkelgrüne Quadrate). Unten: Farbinfrarot-Luftbild des gleichen Objektes.

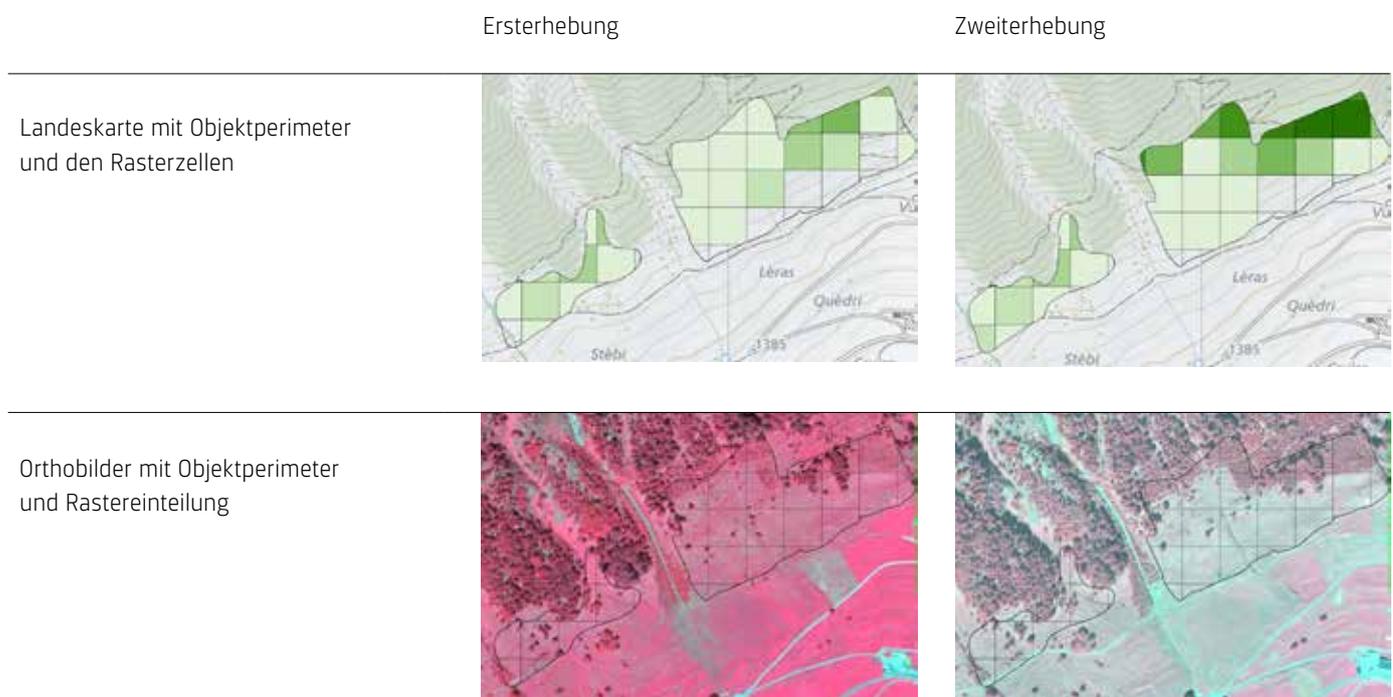


Abbildung 2: Formationsveränderungen am Beispiel der Aue «Emmenschachen» (Obj. 45).



> **CHRISTIAN GINZLER** arbeitet an der Eidgenössischen Forschungsanstalt WSL und leitet dort die Gruppe Fernerkundung. **DR. ARIEL BERGAMINI** arbeitet ebenfalls an der WSL und leitet dort die Gruppe Lebensraum-dynamik und die Wirkungskontrolle Biotopschutz Schweiz WBS. >> Weitere Informationen biotopschutz.wsl.ch >>> Kontakt christian.ginzler@wsl.ch



Schweizerische Eidgenossenschaft **Bundesamt für Umwelt BAFU**
 Confédération suisse
 Confederazione Svizzera
 Confederaziun svizra

NEWS AUS DEM AKTIONSPLAN BIODIVERSITÄT

RÜCKBLICK BAFU-TAGUNG 2022

Vielfältige Landschaft stärkt biologische Vielfalt

Wie kann eine hochwertige Gestaltung der Landschaft dazu beitragen, die biologische Vielfalt zu erhalten und zu fördern? Diese Frage stand im Zentrum der letzten BAFU-Tagung. Die Referentinnen und Referenten präsentierten Konzepte, Instrumente und Ansätze der Landschaftspolitik und deren Synergien mit der Biodiversitätspolitik. VON GREGOR KLAUS

Der grösstmögliche Erfolg für Natur und Landschaft ergibt sich immer dann, wenn ein gemeinsames Zielbild verwendet wird – und zwar sowohl auf Ebene Gemeinde, Kanton und Bund. Dies machte die BAFU-Tagung vom 9. November 2022 in Bern deutlich. Eine besondere Erfolgsgeschichte ist dabei das übergeordnete Planungsinstrument des Bundes für Landschaft und Biodiversität: das 2020 aktualisierte Landschaftskonzept Schweiz (LKS). Es sei gelungen, partnerschaftlich über verschiedene Politikbereiche, Sektoren und staatliche Ebenen hinweg zusammenzuarbeiten, sagte Hans Romang, Chef der Abteilung Biodiversität und Landschaft beim BAFU.

Andrea Naef vom kantonalen Amt für Raumentwicklung schlug den Bogen vom Landschaftsentwicklungskonzept Thurgau (LEK) zur aktuellen Planung der Ökologischen Infrastruktur. Dank dem LEK sind die Elemente der Ökologischen Infrastruktur aus Kern- und Vernetzungsgebieten grösstenteils bereits bekannt und planerisch gesichert. «Die Vorgaben des Bundes und Instrumente des Kantons greifen perfekt ineinander», sagte Naef.

An der Tagung hatten auch neue und visionäre Sichtweisen auf die Natur Platz. «Wir müssen wieder lernen, mit der Natur zusammenzuleben», sagte beispielsweise Christophe Girot vom Institut für Landschaft und urbane Systeme der ETH Zürich. «Unsere bisherige Vorstellung, welche Arten typisch für einen Lebensraum sind, ist veraltet. Alles ist in Bewegung geraten. Wir müssen Dogmen über Bord werfen und mit Veränderungen leben lernen.»

In seinem Schlusswort betonte Matthias StremLOW, Leiter der Sektion Landschaftspolitik beim BAFU, dass ihm die Tagung Hoffnung gegeben hat. «Ich habe engagierte und motivierte Menschen gehört, die sich auf verschiedenen Ebenen an vielen Schnittstellen raumrelevanter Themenbereiche für die biologische und landschaftliche Vielfalt einsetzen. Viele Denkansätze, Konzepte und Instrumente spielen bereits zusammen oder sind dabei, es zu tun.» Besonders hilfreich sei es, modular zu denken und verschiedene Instrumente zusammenzubauen. ●

Ausführlicher Tagungsbericht sowie alle Präsentationen und Audio-dateien als Download: www.bafu.admin.ch > Themen > Biodiversität > Veranstaltungen

Save the Date!

Die nächste Biodiversitäts- und Landschafts-tagung **«Gemeinsam gestalten für die Zukunft»** des BAFU findet am **30. November 2023** im Wankdorf Stadion in Bern statt.

Kontakt Regina Michel, BAFU
 Abteilung Biodiversität und Landschaft
regina.michel@bafu.admin.ch



Im Siedlungsraum können Ersatzlebensräume entstehen, die aus den intensiv genutzten Landschaften verschwunden sind (Erlenmatt, Basel).
Foto Severin Bigler | Lunax | BAFU

BIODIVERSITÄT IM SIEDLUNGSRAUM

So gehts naturnah

Ein wichtiger Hebel bei der Förderung der Biodiversität im Siedlungsraum ist der ökologische Ausgleich. Trotz seines grossen Potenzials wird dieser gesetzliche Auftrag nur zurückhaltend umgesetzt. Eine vom BAFU veröffentlichte Publikation mit Empfehlungen für Musterbestimmungen konkretisiert die rechtlichen Vorgaben für seine Umsetzung. VON CLAUDIA MOLL

Mit einer sorgfältigen Planung können auch im Siedlungsraum attraktive Lebensräume geschaffen werden, von denen Mensch und Natur gleichermaßen profitieren. Der Bundesrat hat daher sowohl in der Strategie Biodiversität Schweiz als auch im behördenverbindlichen Landschaftskonzept Schweiz der Natur in den Städten und Dörfern eine hohe Priorität eingeräumt.

Mit den Bestimmungen zum ökologischen Ausgleich formuliert das Natur- und Heimatschutzgesetz bereits heute die Pflicht, intensiv genutzte Gebiete zu einem bestimmten Anteil naturnah zu gestalten. Die Verordnung über den Natur- und Heimatschutz präzisiert die Bestimmungen (Vernetzung und Neuschaffung von Biotopen) und verweist explizit auf ihre Bedeutung für das Siedlungsgebiet. Dass das Prinzip des ökologischen Ausgleichs trotz seines grossen Potenzials namentlich hier bisher wenig Anwendung findet, lässt sich mit der offenen Formulierung der Rechtsgrundlage begründen. Sie macht weder Aussagen zum Auslöser für die Umsetzung des ökologischen Ausgleichs noch zu den dafür notwendigen Flächen oder dem qualitativen und quantitativen Umfang der umzusetzenden Massnahmen.

Um diese Lücke zu schliessen, hat das BAFU in Zusammenarbeit mit einer Vielzahl von Expertinnen und Experten Empfehlungen für Musterbestimmungen erarbeitet, die raumplanerisch und juristisch abgesichert sind. Vertreterinnen und Vertreter aus Kantonen und Gemeinden können die Bestimmungen an ihre jeweiligen gültigen Rahmenbedingungen anpassen, in ihre Rechtsgrundlagen und Planungsinstrumente integrieren und damit die Förderung von Biodiversität und Landschaftsqualität verankern. Die Musterbestimmungen werden jeweils erläutert, inklusive Empfehlung für Umsetzungsinstrumente und Verweis auf ähnlich gelagerte Beispiele aus der Praxis. ●

> BAFU (Hrsg.) (2022): Biodiversität und Landschaftsqualität im Siedlungsgebiet. Empfehlungen für Musterbestimmungen für Kantone und Gemeinden. >> Download [bafu.admin.ch/pj427](https://www.bafu.admin.ch/pj427) >>> Kontakt claudia.moll@bafu.admin.ch, BAFU, Abteilung Biodiversität und Landschaft

Aktuelles aus dem Forum Biodiversität Schweiz



Erneuerbare Energien, Biodiversität und Landschaft

Der Ausbau der Erneuerbaren soll möglichst biodiversitäts- und landschaftsfreundlich ausgestaltet sein. Doch wo liegen in der Schweiz grössere Gebiete, in welchen ein solcher Ausbau überhaupt möglich wäre? Zusammen mit der Energiekommission, ProClim und dem Forum Landschaft Alpen Pärke (FoLAP) möchte das Forum Biodiversität Kriterien für solche Gebiete definieren und wenn möglich auch entsprechende Gebiete bezeichnen. Am 15. Dezember 2022 fand im Haus der Akademien ein erster Workshop dazu statt. Dabei wurden insbesondere Grundlagen zusammengetragen und erste Kriterien für Ausschluss- und Potenzialgebiete diskutiert. An diesem Workshop waren vor allem Institutionen aus den Bereichen Biodiversität sowie Natur und Landschaft dabei, mit einzelnen Vertreterinnen und Vertretern von Bundesämtern (BAFU, BFE, ARE) und Kantonen (KBNL und EDK). In einem zweiten Workshop sollen die Kriterien mit weiteren Akteuren, unter anderem auch aus dem Energiebereich, diskutiert werden.

> Sascha Ismail >> sascha.ismail@scnat.ch



COP15: Ein neuer globaler Rahmen für die Biodiversität

Im Dezember 2022 ging die COP15 im kanadischen Montreal über die Bühne – nach langwierigen Vorverhandlungen für die neuen Biodiversitätsziele bis 2030. Trotz aller Schwierigkeiten (Finanzierung, digitale Gensequenzen etc.) gelang es, ein neues globales Rahmenwerk (Kunming-Montreal Global Biodiversity Framework, KM_GBF) zu verabschieden. Es beinhaltet vier «Goals» bis 2050, 23 «Targets» bis 2030 und ein «Monitoring-Framework», das neu und verbindlich ist für die Berichterstattung der Vertragsstaaten. Der neue Rahmen enthält viele gute Elemente, stützt sich stark auf die globale IPBES-Analyse der indirekten und direkten Treiber des Biodiversitätsverlusts und ist messbarer, ambitionierter und hoffentlich auch umsetzbarer als die Aichi-Ziele, die bis 2020 gegolten haben. Das Forum Biodiversität war Teil der Schweizer Delegation an der COP15 und konnte dort das Thema Indikatoren begleiten.

> Eva Spehn >> eva.spehn@scnat.ch

RÜCKBLICK SWIFCOB 23

Biodiversität erhalten in Krisenzeiten

Biodiversitäts- und Klimakrise, Covid-19-Pandemie, verschärfte Energie- und Ernährungs Krise als Folge des Kriegs gegen die Ukraine – die Welt scheint sich zurzeit im Krisenmodus zu befinden. Wie beeinflussen sich die verschiedenen Krisen gegenseitig? Welche Massnahmen werden dagegen ergriffen, wie wirken sie sich auf Natur und Landschaft aus? Und wie lässt sich die Erhaltung und Förderung der Biodiversität in dieser Situation verbessern? Auf diese und weitere Fragen hat die mit 230 Teilnehmenden ausgebuchte Tagung SWIFCOB 2023 vom 10. Februar 2023 des Forums Biodiversität Schweiz der SCNAT Antworten gesucht – und geliefert.

VON GREGOR KLAUS

An der Tagung wurden viele Krisen beleuchtet – Krisen, die sich teilweise überlappen und von verschiedenen Akteuren unterschiedlich wahrgenommen werden. Die von der Energiekrise ausgelöste Revision des Bundesgesetzes über eine sichere Stromversorgung mit erneuerbaren Energien, die der Ständerat im Eiltempo in die Wege geleitet hat, sieht die Schwächung des Biodiversitätsschutzes vor. Unter anderem soll das Verbot aufgehoben werden, Anlagen für erneuerbare Energien in Biotopen von nationaler Bedeutung zu bauen, Gebieten also, die lediglich 2,2% der Landesfläche ausmachen und in denen ein Drittel der Fundorte von gefährdeten Arten liegen. Wie die Stimmung im Bundesparlament während der Herbstsession war, beschrieb Ständerätin, Philosophin und Politologin Adèle Thorens Goumaz: «Derzeit lautet das Narrativ im Ständerat und im Nationalrat: Biodiversität und Landschaft sind die Bremsen für die Energieentwicklung. Wir befänden uns in einer Notsituation, also sei alles erlaubt. Im Parlament sind die Angriffe auf die Biodiversität brutal!»

Herbert Bühl vom Raumplanungs- und Beratungsbüro Winzeler + Bühl wies darauf hin, dass bewährte raumplanungsrechtliche Verfahren ausser Kraft gesetzt werden. «Es wurde eine Demokratiekrise kreiert. Der Spielraum für die öffentliche Hand wird immer kleiner.» Nils Epprecht von der Schweizerischen Energie-Stiftung forderte für grosse Solaranlagen auf Freiflächen einen ökologischen Mindeststandard, ganz ähnlich wie sie das Gütesiegel «Naturemade star» für die Wasserkraft mit grossem Erfolg entwickelt hat.

Matthias Bürgi, Leiter der Forschungseinheit Landschaftsdynamik an der Eidgenössischen Forschungsanstalt WSL plädierte dafür, in jeder akuten Krise umsichtig und langfristig zu denken und nicht einseitig bestimmten Lobbys, die ihre Zeit gekommen sehen, nachzugeben. Besonders kurzfristig sei es, Biodiversität in Krisenzeiten zu opfern. Auch Anne Larigauderie, Geschäftsführerin des Weltbiodiversitätsrats IPBES, sprach sich in ihrem Vortrag deutlich gegen eine einseitige Krisenbewältigung aus: «Der Verlust der Biodiversität und der Klimawandel sind miteinander verknüpft und verstärken sich gegenseitig. Sie können nur gelöst werden, wenn sie gemeinsam angegangen werden.»

Angesichts der Biodiversitätskrise skizzierte Hannah von Ballmoos-Hofer vom Schweizer Bauernverband verschiedene Lösungsansätze. Dazu gehört vor allem die Erhöhung der Flexibilität im Bereich Ökomassnahmen, «um die Krisen nicht gegeneinander auszuspielen», und die Erhöhung der ökologischen Qualität auf bestehenden



© Biedermann

Flächen, «anstatt neue Flächen für die Biodiversität auszuscheiden». Zudem müsse auch der Konsum seine Verantwortung wahrnehmen. Dass unsere Essgewohnheiten ein Schlüssel dazu sind, dass mehr Flächen für die Biodiversität bereitgestellt werden können, veranschaulichte Priska Baur, freiberufliche Agrarökonomin aus Zürich. Der Konsum an tierischen Produkten müsse deutlich sinken: «Flexitarische Essgewohnheiten auf der Basis einer genussvollen vielfältigen, kreativen und vor allem pflanzlichen Küche weisen den Weg.» Thomas Häusler, Wissenschaftsjournalist und Projektleiter Klima und Energie beim WWF stellte zum Abschluss der Tagung fest, dass der derzeit herrschende «Krisenmodus» zu einem Tunnelblick führt. Dieser Tunnelblick beeinträchtigt die Sicht auf gesellschaftliche Zusammenhänge. Ganz wichtig sei es für alle Akteure, aus ihrer Box herauszutreten, auch mal eine andere Perspektive einzunehmen, auch jene der Kontrahenten. «Eigentlich haben alle Akteure, die sich über ein Problem streiten, irgendwo recht», sagte Häusler. «Wenn ich meine Kontrahenten treffe, mit ihnen diskutiere und zuhöre, erfahre ich ihre Ansichten und die Gründe dafür. Gemeinsame Schnittmengen tun sich auf, und es ergeben sich Lösungsansätze, die beiden Anliegen nutzen.»

Die nächste SWIFCOB findet am **Freitag, 9. Februar 2024** in Bern statt. Bitte reservieren Sie sich dieses Datum schon heute.

Der Tagungsbericht, die Präsentationen sowie die Podcasts der Tagung sind verfügbar unter: biodiversity.scnat.ch/swifcob
> Kontakt >> biodiversity@scnat.ch

